

Roger de Weck, Asyl-Misere, Stefan Küng, Elon Musk, intelligente Frauen

Nummer 19 – 7. Mai 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Sieg über Hitler

Churchill, de Gaulle und die letzten Tage der Nazis.

*Von Urs Gehrig, Ralf Georg Reuth, Wolfgang Koydl und Roger Köppel*

## Die Weisheit des Volkes

Warum die direkte Demokratie noch immer die beste Staatsform ist.

*Von Peter Keller, Adrian Vatter und Markus Freitag*

## Didier Burkhalter: Achtung, Anfänger

Weshalb die Schweiz im EU-Poker den Kürzeren zieht. *Von Markus Schär*





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G



## *Einsteigen und gewinnen:* Mit dem Oldtimer-Bus auf die Grand Tour.

Jetzt beim Sommerwettbewerb mitmachen und mit etwas Glück eine einwöchige Tour für 12 Personen im Wert von über 30 000 Franken gewinnen. Hotelübernachtungen und Verpflegung inklusive. Teilnahme sets und die kostenlose Broschüre zur neuen Grand Tour of Switzerland gibt es in allen UBS-Geschäftsstellen.

Online teilnehmen:  
[www.ubs.ch/entdecken](http://www.ubs.ch/entdecken)



UBS – Partner von  
Schweiz Tourismus



## Intern

Deutschland vor 70 Jahren. Während Adolf Hitler lange auf eine Entscheidungsschlacht hoffte, war Berlin längst eine Trümmerstätte, in der die Frauen vor sexuell ausgehungerten Soldaten zitterten. «Der geliebte Führer» wollte mit militärischen Ehren untergehen – bis er sich dann doch zum Selbstmord entschloss. Ralf Georg Reuth, Biograf von Hitler, Goebbels und Rommel, beschreibt, wie ein Führungsmitglied der Nazi-Riege ums andere unterging. Derweil kamen am 8. Mai 1945 in Paris und London zwei Staatschefs zu höchsten Ehren: Churchill und de Gaulle. Hitler hatte die erbitterten Rivalen vereint. «Wenn Sie mir im Weg stehen, liquidiere ich Sie», drohte Churchill. «Wenn Sie sich unbedingt entehren wollen – bitte», quittierte de Gaulle. Das Pariser Musée de l'Armée bereitet den Giganten eine Ausstellung der Extraklasse. Urs Gehrigger ist die Doppelvita abgeschritten und hat dabei erfahren, woran Europa am meisten krankt. **Seite 50**

Sein Büro im Gebäude der Staatsduma ist nicht annähernd so prächtig wie jenes von Aussenminister Sergei Lawrow, aber in der russischen Aussenpolitik hat Alexei Puschkow ein wichtiges Wort mitzureden. Als Vorsitzender des aussenpolitischen Ausschusses des Parlaments gibt er oft die Meinung der Volksvertreter wieder, und die ist meist pointierter als jene von Moskaus Chefdiplomaten. Im Gespräch mit *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl zeigte sich Puschkow indes zahm, vor allem im Hinblick auf die Schweiz. Obwohl Bern im Einklang mit den Nato-Mächten keinen Bundesrat zu den Siegesfeiern nach Moskau entsendet, wolle er die Eidgenossenschaft nicht attackieren, meinte er. Die Schweiz habe ja gar keine andere Wahl mehr, als brav dem westlichen Vorbild zu folgen. **Seite 56**

Der 69-jährige Werner Ferrari, der zwischen 1982 und 1989 vier Kinder ermordet hat und seit bald 26 Jahren in der Justizvollzugsanstalt Lenzburg einsitzt, gilt als grösster Kindermörder der Schweiz. Es gibt einen grösseren: Vor 150 Jahren, am 10. Mai 1865, wurde in Zürich die letzte Todesstrafe vollstreckt. «Vor rund 15 000 Zuschauern, darunter vielen Eltern mit Kindern», hielt Gottfried Keller fest, damals Erster Staatsschreiber Zürichs, wurde der 37-jährige Heinrich Götti aus Adliswil mit der Guillotine hingerichtet. Götti hatte seine eigenen sechs Kinder grausam vergiftet. *Weltwoche*-Mitarbeiter Peter Holenstein zeichnet Leben und Taten Göttis nach. **Seite 34**

Letzte Woche organisierte das Europa Forum Luzern eine geschlossene Veranstaltung zum Thema «Direkte Demokratie auf dem Prüfstand». Die Mehrheit der Teilnehmer, auf den Podien und im Publikum, war sich einig: Die Volksrechte müssen reformiert werden. Unter den Reformvorschlägen fand sich die Forderung, dass eine Initiative künftig mindestens 75 Prozent Zustimmung brauche. Damit wäre das Initiativrecht faktisch abgeschafft. Das Misstrauen der Eliten gegen die demokratischen Rechte ist alt. In seinem Inputreferat widerlegte der Berner Politikwissenschaftler Adrian Vatter die gängigsten Vorurteile. Der Stimmbürger ist weder käuf-



*Der Stimmbürger ist weder käuflich noch inkompetent:* Vatter, Freitag.

lich noch inkompetent, wie er in einem ausführlichen Aufsatz zusammen mit seinem Kollegen Markus Freitag in dieser *Weltwoche* darlegt. Ungeachtet der empirischen Forschung, forderten 91 Prozent der Teilnehmer am Europa Forum höhere Hürden für Initiativen. **Seite 27**

*Ihre Weltwoche*

## Nachfolge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.  
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Wieder ein grosser Konzern für ein kleines Land: LafargeHolcim.

Legen Sie das Fundament: An der ausserordentlichen Generalversammlung vom 8. Mai in Zürich können eingetragene Aktionäre über die Zukunft von Holcim bestimmen. Mit einem Ja ermöglichen Sie den Zusammenschluss von Holcim mit Lafarge und schaffen einen neuen Weltmarktführer in der Zementindustrie. Die Standorte von Holcim und Lafarge ergänzen sich perfekt. Vom neuen

Hauptsitz in Zürich aus werden wir in über 90 Ländern operieren. Die Synergien des Zusammengehens sind so markant wie vielfältig. Wir stärken unsere Innovationskraft sowie die operative Exzellenz und steigern dadurch den Ertrag nachhaltig. Kurz: Kunden, Aktionäre und alle Mitarbeitenden werden direkt davon profitieren. Erfahren Sie mehr auf [www.holcim.com/LafargeHolcim](http://www.holcim.com/LafargeHolcim)



# Rätsel Hitler

Der deutsche Diktator war die kranke Verkörperung eines kranken Volkes. Was kann man heute daraus lernen? Von Roger Köppel

Ja, auch kultivierte Völker können wahnsinnig werden. Wenn sie sich massiv ungerecht behandelt fühlen, wenn sie angegriffen werden, wenn sie verarmen, wenn ihre politischen Institutionen zerfallen. Der Mensch hat keinen stabilen Kern. Sein Ich ist ein Hohlraum, der von Stimmungen durchweht wird. Menschen sind trotz unterschiedlichen Charakterprägungen vor allem das Produkt ihrer Lebensumstände. Man kann es an sich selbst beobachten: Wer jemals extreme Situationen, mitunter eine tödliche Bedrohung, durchmachte, erkennt an sich Eigenschaften oder Abgründe, die er vorher nicht für möglich hielt. Stabile Institutionen sind die Leitplanken der Zivilisation.

Man kann den Aufstieg des deutschen Diktators Hitler als Beispiel für die oben angeführte Beobachtung interpretieren. Der ehemals «böhmische Gefreite» katapultierte sich nach schwindelerregenden politischen Triumpfen aus dem Nichts vorübergehend ins Zentralnervensystem einer der damals kultiviertesten, fortschrittlichsten und mächtigsten Nationen der Welt. Irgendwie schaffte es der rhetorisch hochbegabte Aufsteiger aus dem Unterholz, einen Schlüssel zum kollektiven Bewusstsein der Deutschen zu finden, zu ihren tiefsten Ängsten und erhabensten Hoffnungen. Selbst viele anfängliche Skeptiker sahen in ihm irgendwann eine Art Erlöserfigur, in der sie die Einheit des Landes und dessen strahlendste Grösse verkörpert glaubten. Oder verfielen die Deutschen nur einfach ihrem fatalen Talent zur Überschätzung rednerischer Leistungen?

Hitler ist das faszinierendste Monster des letzten Jahrhunderts, ein Rätsel der Widersprüche, das vielleicht abstossendste Sinnbild einer krankhaften Verirrung, mit der man sich immer noch beschäftigt, weil sie eben nicht nur eine Einzelperson befahl, sondern phasenweise ein ganzes hochentwickeltes Volk. Hitler steht für die dunkle Seite, für abscheulichste Verbrechen, an denen vor allem die Tatsache irritiert, dass sie überhaupt möglich wurden. Trotzdem war Hitler ein Mensch, kein Teufel. Man kommt dem Phänomen nicht bei, wenn man es in Kategorien des «absolut Bösen» oder des «Dämonischen» entrückt.

Oder vielleicht doch? Hitlers absolute Dämonie wurzelte in der Ambition, das aus seiner Sicht absolut Gute zu verwirklichen. Hitler war der militante Moralist, der schwerbewaffnete Weltretter, der Gutmensch mit dem Komman-



«Overkill der subjektiven Moral».

do über die tödlichsten Armeen, die es damals gab. Hitler war der unzerstörbaren Überzeugung, dass er mit seinem Vernichtungskrieg gegen die Juden die Welt vor ihrem sicheren Untergang bewahren werde, davor, wie er sich ausdrückte, dass der Planet dereinst abgestorben und menschenleer «durch den Äther» ziehen werde. Die Wahnidee der «jüdischen Weltverschwörung» war seine Weltformel oder besser: das Weltunheil, das Hitler zu bannen hoffte, indem er sich selber die Lizenz zum millionenfachen Mord an Unschuldigen gewährte.

Hitler ist auch, aber nicht nur ein deutsches Phänomen. Die Deutschen waren krank nach

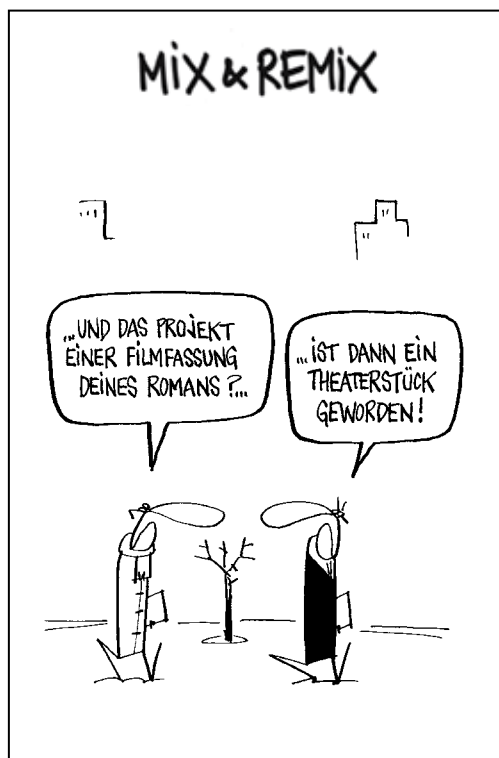
der Katastrophe des verlorenen Ersten Weltkriegs, und, ja, die Deutschen wurden durch die demütigende Politik der Siegermächte auch krank gemacht. Das rasende Rhetorikgenie Hitler saugte diese deutsche Verbitterung, den ganzen Hass in sich auf, um ihn vor delirierenden Zuhörern in irr ekstatischen Vorträgen wieder auszuspeien.

Die meisten seiner Anhänger dürften in ihm anfänglich den beeindruckenden Aufsteiger, den fanatisch besessenen Willensmenschen, den in konservativen Traditionslinien stehenden Revisionisten gegen den Versailler Friedensvertrag und den standhaften Antimarxisten erblickt haben. Hitlers Wahnsinn lagerte gut versteckt hinter einer Fassade vernünftigt scheinender politischer Forderungen. Nur wenige durchschauten ihn, darunter sein alter Weggefährte Gregor Strasser, den er konsequenterweise liquidieren liess.

Man kannte wohl die antisemitischen Mörderobsessionen aus der Offenbarungsschrift «Mein Kampf», doch man hielt sie verniedlichend für die Jugendsünden einer übersprühenden politischen Fantasie. Es ist gespenstisch, mit welcher radikaler Stringenz Hitler seinen schriftlich früh dargelegten Plänen des Völkermords folgte. Noch beunruhigender ist, wie viele auch kluge Leute sich trotzdem von ihm willig blenden liessen. Das ist freilich kein Grund, heute selbstgerecht den Finger zu erheben. Die Helden des Rückblicks überschätzen sich. Was einmal möglich war, kann sich wiederholen.

Das Böse ist das überschüssende angeblich Gute. Das Teuflische am Bösen besteht darin, dass es nur aus den allerbesten Absichten besteht. Hitler nahm für sich in Anspruch – und unterstellen wir ihm hier Ehrlichkeit aus seiner Sicht –, im Einklang mit den höchsten Zielen der Menschheit zu handeln. Er sah sich als Werkzeug Gottes zur Vollendung des Guten durch Vernichtung des Bösen. Nur Eingeweihten gab er seine heimlichsten Gewissheiten preis, weil er die Masse noch nicht für reif hielt, ihm auf seine höhere Bewusstseinsstufe zu folgen. Ein Grössenwahnsinn der Ethik stand am Ursprung der deutschen Verbrechen. Es war, im Wortsinn, ein Overkill der subjektiven Moral.

Hitler ist ein deutsches Thema, aber nicht nur. Seine Geschichte lehrt: Nationen ohne stabile politische Institutionen können abstürzen. Die Deutschen waren ein Volk der Ingenieure, der Wissenschaftler und der Nobelpreisträger. Niemand ist gefeit. Über den Trümmern eingestürzter Staaten steigen giftige Dämpfe auf. Die Menschen werden empfänglich für beseelte Wohltäter, für idealistische Vollstrecker und für Gutmenschen, die sich mit den höchsten Mächten im Bund wännen. Zivilisation ist das Resultat politischer Ordnung. Ordnung ist Unordnung immer vorzuziehen. Wer heute politische Ordnungen über den Haufen wirft, muss wissen, welche Kräfte er entfesselt.





*Hoffnungsträger:* Stefan Küng. Seite 44



*Saunalandschaft:* Nicole Berchtold. Seite 40



*Was läuft schief in Baltimore?* Seite 46



*Mut zur Zukunft:* Space-X-Rakete. Seite 48

## Kommentare & Analysen

### 7 Editorial

11 **Kommentar** Spiel mit der Zentralisierung

11 **Im Auge** Steven Patrick Morrissey, Sänger

12 **Wetter** Seichtes Wasser

12 **Banken** Rammbock ante portas

13 **Billag-Abstimmung** De Wecks Schicksalsfrage

13 **Fall Mörgeli** Uni im Unrecht

14 **Personenkontrolle** Schaer, Baltisser, Bär, Riklin, Mörgeli etc.

15 **Nachruf 1** André Daguét (1947–2015)

15 **Nachruf 2** Maja Pliszezka (1925–2015)

### 16 **Achtung, Anfänger**

Die EU pokert hoch: Sie will mit der Schweiz nicht verhandeln

18 **Energiepolitik** «Katastrophe für die Schweiz»

19 **Brief aus Berlin** Magie der Bilder

20 **Die Deutschen** Gut gemeint

20 **Wirtschaft** Auf einem Auge blind

21 **Ausland** Spionage unter Freunden

22 **Mörgeli** Mitbestimmen und mitgestalten

22 **Bodenmann** SP-Wachtmeister Studer

23 **Medien** Der Misserfolg von Twitter

23 **Gesellschaft** 50:35

24 **Darf man das?**

24 **Leserbriefe**

## Hintergrund

### 26 **Die Weisheit des Volkes**

Mythen, Wahrheit und Vorurteile über die direkte Demokratie

### 30 **Das Wissen der Frauen**

Junge Frauen lassen sich heute besser ausbilden als Männer

### 32 **Vorläufig für immer**

Das Asylwesen wird bewusst ad absurdum geführt

34 **Geschichte** Vor 150 Jahren wurde Heinrich Götti hingerichtet

37 **Ernährung** Hilfe, wir vergluten

38 **Finanzplatz** Helvetiens verstossene Banker

### 40 **Sind TV-Journalisten Staatsbeamte?**

Kurt W. Zimmermann zur Kritik am «Staatsfernsehen»

### 44 **Pedaleur der Zukunft**

Stefan Küng, 21, ist das grösste Radsporttalent der Schweiz

### 46 **«Entschädigung für Brutalität»**

Drehbuchautor David Simon über die Unruhen in Baltimore

### 48 **Seine Mutter dachte, er sei taub**

Elon Musk, der neue grosse Visionärs des Silicon Valley

### 50 **Sieg über Hitler**

«Churchill – de Gaulle», zwei Giganten des 20. Jahrhunderts

### 52 **Die letzten Tage der Nazis**

Was genau passierte nach dem Selbstmord Adolf Hitlers?

59 **Grossbritannien** Alles bleibt gleich





«Das sind nur leere Worte»: Aussenpolitiker Puschkow. Seite 56

## Interview

### 56 «Der Westen schreibt die Geschichte um»

Für Kremlberater Alexei Puschkow haben die westlichen Boykotte der Moskauer Feiern zum 70. Jahrestag des Kriegsendes nichts mit der Ukraine-Krise zu tun

## Stil & Kultur

### 60 Bestseller

60 Literatur In «Unten am See» beschreibt Hans Suter eine Jugend in der Schweiz

61 Autoren Die Flood-Geschichten des legendären Reporters Joseph Mitchell

61 Jazz Ray Anderson's Organic Quartet

62 Top 10

62 Serien «Veep»

63 Fernseh-Kritik «Der verkaufte Fussball»

64 Namen Rosaroter Knalleffekt

65 Hochzeit Siobhan Jennings und Leigh Bates

65 Thiel Glück

66 Wein La Fleur de Rocheyron Saint-Emilion Grand Cru 2010

66 Zu Tisch «The Restaurant» im «The Dolder Grand», Zürich

67 Auto Porsche Cayman GTS

68 MvH trifft Sabine Reber, Gartenexpertin und Politikerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Bill Keller



Der US-Journalist wurde 1989 mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet. Von 2003 bis 2011 war er Chefredaktor der *New York Times*.

Wir drucken Bill Kellers Interview mit dem Drehbuchautor David Simon («The Wire») über die Unruhen in dessen Heimatstadt Baltimore. Seite 46

### Ralf Georg Reuth



Der deutsche Historiker ist Chefkorrespondent der *Welt am Sonntag*. Er schrieb Biografien über Adolf Hitler, Joseph Goebbels,

Erwin Rommel und Angela Merkel. Für die *Weltwoche* analysiert er die letzten Tage der Nazis vor der Kapitulation des Grossdeutschen Reiches. Seite 52

# H. A. SIGG

Ausgewählte Arbeiten

8. Mai – 30. Mai

Vernissage  
Donnerstag 7. Mai  
17 – 20 Uhr  
Der Künstler ist anwesend.

Andy Jllien  
Fine Art  
Rämistrasse 18  
8001 Zürich

Mi. – Fr. 14 – 18 Uhr  
Sa. 11 – 16 Uhr  
Zur Ausstellung  
erscheint ein Katalog.

# WELCOME TO MY WORLD



In der Hauptrolle: John Travolta, Filmlegende, Pilot und Aeronautik-Freak. Im Rampenlicht: die mythische North American X-15, ehemalige Geschwindigkeits- und Flughöhenrekordhalterin sowie Wegbereiterin für Weltraumflüge. Produktionsleiter: Breitling, der privilegierte Partner der Aeronautik dank seiner zuverlässigen, präzisen und bahnbrechenden Instrumente – wie der Chronomat, des Pilotenchronografen par excellence. Willkommen in der Welt der Legende, der Spitzenleistung und der Performance.



CHRONOMAT 44

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Spiel mit der Zentralisierung

Von Beat Gygi — Der Kanton Zürich will am schweizerischen Rahmen für die Sozialhilfe festhalten, aber den Gemeinden täte eine Befreiung aus dem Korsett gut.

Zu Wochenbeginn hat sich das Parlament des Kantons Zürich dafür ausgesprochen, dass die Zürcher Gemeinden weiterhin nach den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) arbeiten sollen. Der Kantonsrat lehnte eine Motion ab, welche die flächendeckende Verbindlichkeit der Skos-Regeln zumindest im Kanton Zürich brechen sollte. Die Verfechter einer schweizweiten Harmonisierung der Sozialhilfe sind froh, dass der Kanton Zürich nun im System bleibt, denn sonst wäre die landesweite Konstruktion vielleicht auseinandergefallen.

Damit wird ein Regelwerk geschont, das unverantwortbar ist. Die Skos-Vorgaben zwingen die Gemeinden praktisch zu einem unsorgfältigen Umgang mit öffentlichen Mitteln und zu einer Bevorzugung bestimmter Gruppen, die viele Bürger nicht verstehen. Bezüger von Sozialhilfe verlieren durch diese Regeln oft den Anreiz, einer Beschäftigung nachzugehen, weil sie mit den Zahlungen der öffentlichen Hand besser fahren. Vergrößerungen der Empfängerfamilien werden übermässig belohnt, und die Professionalisierung bewirkt, dass spezialisierte Sozialabteilungen in Gemeinden nachsichtig eine Klientele pflegen, die zunehmend auf das «Abholen des Maximums» ausgerichtet ist.

Die Mängel sind seit langem bekannt, die Überwachungsgremien der Skos zeigen aber wenig Energie, dagegen vorzugehen. Diese landesweite Organisation wurde als privater Fachverband mehr oder weniger ausserhalb der demokratischen Strukturen eingerichtet. Das Steuergremium besteht aus rund fünfzig Vertretern von Mitgliedern, darunter die 26 Kantone sowie Abgeordnete von kommunalen Sozialdiensten (Städte, Regionen, Gemeinden) und privaten Organisationen des Sozialbereichs. Bundesämter, kantonale Sozialkonferenzen und die Konferenz der kantonalen Sozialdirektoren sind beratend dabei. Tonangebend ist also eine grosse Koalition von Interessenvertretern der Sozialbranche.

## Den Vorgaben «von oben» ausgeliefert

Diese Bewahrer der Skos-Ordnung versprechen, dass nun Reformen angepackt würden, einige kleinere Änderungsvorschläge liegen bereits vor. Fast ist zu hoffen, dass sie scheitern.



«Abholen des Maximums»: Sozialabteilung in Genf.

Eine solche Herangehensweise von oben passt eben gerade nicht zu einem föderalistischen und dezentralen Land wie der Schweiz. Das Problem besteht nicht primär darin, den obersten, umfassenden Rahmen für die Sozialpolitik zu reparieren und besser auf die Anforderungen der Sozialpolitik abzustimmen. Man sollte nicht «oben», sondern «unten», auf Gemeindeebene, handeln. Der nationale Skos-Rahmen engt die Gemeinden in ihren Wahlmöglichkeiten und in ihrem Handeln ein, und die beste Massnahme zur Stabilisierung der Sozialpolitik wäre es, diesen Rahmen aus dem Weg zu räumen.

Dass das Zürcher Parlament die Sprengung des Skos-Rahmens abgelehnt hat, kann für die Bürger noch teuer werden. In vielen Gemeinden sind die Sozialkosten seit einiger Zeit rasant am Steigen, etwa die Kosten für Ergänzungsleistungen, Schulen oder eben Sozialhilfe. Werden die Gemeindepolitiker weiterhin durch nationale Vorgaben geleitet, können sie gegen solche Entwicklungen wenig ausrichten. Es geht nicht nur um das Festlegen von Beitragszahlungen oder um Ermessensentscheidungen; in den Gemeinden geht es vielmehr darum, dass die Verantwortlichen das Gefühl haben, zunehmend den Vorgaben «von oben» ausgeliefert zu sein und die Kontrolle über die Gemeindefinanzen zu verlieren. Es ist eine alarmierende Entwicklung, wenn Bürger in kleineren Städten resigniert davon sprechen, dass sie nur noch einen Restspielraum für eigenständige Entscheidungen haben. Kantonspolitiker sollten eigentlich sehen, wie gefährlich das Spiel mit der Zentralisierung ist.

# Fleisch und Blut



Steven Patrick Morrissey, Sänger.

Gerade tritt Steven Patrick Morrissey, 55, leibhaftig in Spanien auf, und schon ist das ein Wunder, denn er gilt als chronischer Absager. Krebstherapien, Lungenentzündungen, Magengeschwüre, Lebensmittelvergiftungen, sonstige Schwächen und vielleicht nur schon der Geruch von gebratenem Fleisch hielten ihn in den letzten Jahren immer wieder von Bühne und Mikrofon fern. So fiel auch das in Lausanne geplante Konzert ins Wasser. Er sagt Sätze wie: «Ich habe Jesus vergeben.» Aber auch Madonna, die er der «organisierten Prostitution» zurechnete, findet neuerdings seine Gnade und Solidarität, «weil BBC Radio 1 ihre Songs nicht mehr bringt, aus Altersdiskriminierung».

In den letzten fünf Jahren hat er ein einziges Album veröffentlicht und behauptet, seine Plattenfirma habe ihn rausgeworfen (was Harvest dementiert). Der Abgründige hat sich alle politisch Korrekten, Anhänger der Royals und andern Normalos zu Feinden gemacht und schwebt irgendwo zwischen Vorhandensein und Übersinnlichkeit in seiner Villa in Los Angeles als zölibatärer «Humansexueller» (Eigendefinition) und Nachbar von Tina Sinatra (die ihn mag). Seinen Legendenstatus verdiente sich Morrissey, der im Rock- und Pop-Underground Manchesters aufwuchs, in den Jahren 1982 bis 1987 als frühvollendeter Texter und Sänger der Gruppe The Smiths. Seither irrlichtert er als misanthropischer Dandy, als eine Art lebender James Dean (über den er in seiner Jugend eine Biografie schrieb), durch die Musikszene – genannt «Moz», «Mozzer» oder «Mozfather».

Demnächst winkt ihm ein Sieg über den Teil der Menschheit, den er hasst, seit er mit elf Jahren zum Vegetarier wurde. Er will am 27. Juni im New Yorker Madison Square Garden vor 20 000 Personen aus Fleisch und Blut die Morrissey-Wiedergutmachungsmesse feiern für die ausgefallene USA-Tournee. Unter einer Vertragsbedingung: dass sämtliche Verkaufsstände für Burger, Hot Dogs, Rippchen und andere Schweinereien dichtmachen. Der Moz erwägt auch eine spezielle Eingangskontrolle: Hunde gegen Wurstschmuggler und Fleischterroristen.

Peter Hartmann

## Seichtes Wasser

Von Markus Schär — Gemäss Modell gibt es mehr Unwetter. Die Realität hält sich nicht daran.

Die hochgehende Aare kam wie gerufen: So konnte sich Reto Knutti auch für «10 vor 10» in Pose werfen. Der ETH-Professor leidet seit fünfzehn Jahren darunter, dass sich die Realität hartnäckig nicht an seine Modelle hält, mit denen er der Welt die Klimakatastrophe androht. Erst letzte Woche erregte er wieder einmal Aufsehen, weil er mit einer Studie weissagt, er könne die stark steigende Wahrscheinlichkeit von Extremereignissen berechnen. Prompt öffneten sich über der Schweiz oder wenigstens über dem Berner Oberland die Schleusen.

«Wir sehen heute schon weltweit eine Zunahme der starken Niederschläge», sprach also der Klimaprophet vor dekorativ schäumenden Fluten in die Kamera. Wir sähen dies anhand der Beobachtungen und «in den Modellen» – mit denen Reto Knutti bisher zuverlässig falschlag. «In der Schweiz ist die Sache etwas schwieriger, die Schweiz ist klein», räumte er allerdings ein. «Es wird länger dauern, bis man das sieht; aber wir erwarten auch hier eine Zunahme der starken Niederschläge.»

### Immer schön unverbindlich

Dabei hat das wissenschaftliche Experiment längst stattgefunden, halt nicht mit Modellen, sondern in der Realität. Zumindest gemäss den Daten von Meteo Schweiz hat sich das Schweizer Klima seit dem 19. Jahrhundert um 1,7 Grad erwärmt, also doppelt so stark wie weltweit. Und die Zunahme der Extremereignisse betrug: null. 2009 gaben Wissenschaftler der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) eine Schadensbilanz seit 1972 heraus; darin stellten sie fest: «Ein statistisch signifikanter Trend für den gesamten Schaden in den Jahren 1972 bis 2007 liess sich in den Daten nicht ausmachen.» Das fanden sie angesichts allen Unheils, mit dem die Klimaforscher drohen, «erstaunlich». Und seither kam es für die Katastrophenwarner nur noch schlimmer: Die Jahre 2009 bis 2014 waren gemäss WSL «ausgesprochen schadenarm».

Aber eben: Reto Knutti äusserte sich ja nur unverbindlich zur Schweiz. Deshalb drängt sich ein Blick nach Deutschland auf. Dort pff im letzten Sommer der Deutsche Wetterdienst die Potsdamer Klimaforscher zurück, die gleich gern Alarm schlagen wie jene der ETH: Der statistische Nachweis von stärkeren und häufigeren Niederschlägen sei «grundsätzlich schwierig». Eine kalte Dusche also, doch auch sie wird den ETH-Professor nicht davon abhalten, seine Rechner weiter zu quälen.

## Rammbock ante portas

Von Florian Schwab — Der automatische Informationsaustausch wurde dem Parlament und der Bevölkerung mit falschen Argumenten schmackhaft gemacht. Zurück auf Feld eins.

Der Bundesrat macht Ernst mit dem automatischen Informationsaustausch (AIA) von Bankkundendaten. Ende April schloss das Departement von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf die Vernehmlassung über das «Bundesgesetz über den internationalen automatischen Informationsaustausch in Steuersachen» ab. Noch bevor dieses in trockenen Tüchern ist, folgten AIA-konforme Doppelbesteuerungsabkommen mit Frankreich und – letzte Woche – Australien. Bis 2017 soll der AIA mit allen Ländern der OECD stehen, und ab 2018 sollen die Daten fließen.

Im Sommer 2013 hatte die Schweiz sich in der OECD grundsätzlich zur Mitwirkung am AIA verpflichtet. Allerdings hatte die Finanzministerin eine Reihe von Bedingungen formuliert, von denen dieses Zugeständnis abhängt und auf welche die Schweizer Delegation bei der OECD pochen werde. Die erste Bedingung betraf den Datenschutz: Es sollte sichergestellt werden, dass die von der Schweiz gelieferten Daten im Empfangsstaat nur für die vorgesehenen Zwecke verwendet würden und sicher seien. Bereits bei einem der ersten Abkommen, jenem mit Australien, meldete der *Tages-Anzeiger* vor einigen Tagen Bedenken an.

Wichtigste Forderung der Schweiz: «Gleich lange Spiesse im Wettbewerb». Widmer-Schlumpf wollte den AIA unter der Bedingung

der «Reziprozität», also der Gegenseitigkeit, einführen. Kein wichtiger Finanzplatz sollte sich dem AIA-Regime entziehen. Von diesem Voratz ist kaum noch etwas übrig. Die gewichtigste Ausnahme sind wie gewohnt die USA. Sie haben bei der OECD erreicht, dass ihr Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) als gleichwertig mit dem OECD-Standard anerkannt ist. Bei Fatca bieten die USA allen Ländern weltweit zwei Modelle an. Eines, in dem ausländische Finanzinstitute die Daten von US-Personen ohne Gegenleistung an das Steueramt Internal Revenue Service (IRS) schicken (dieses Modell hat die Schweiz gewählt) und eines, in dem die USA dem anderen Staat ein Gegenrecht einräumen.

Bei Lichte betrachtet, gilt dieses Gegenrecht nur sehr eingeschränkt. Die USA melden nämlich ausschliesslich die Erträge festverzinslicher Papiere (Obligationen), während sie selber mit Fatca detaillierte Angaben über sämtliche Anlageklassen in einem Kundenportfolio einfordern. Bildlich gesprochen, schafft Fatca eine Datenpipeline von beträchtlichem Durchmesser vom Ausland in die USA, während in umgekehrter Richtung bloss ein dünnes Rinnsal fließt. Der OECD ist es recht.

Explizit verwies Widmer-Schlumpf darauf, dass der AIA als «einheitlicher Wettbewerbsrahmen» oder «level playing field» auch die Begünstigten angelsächsischer Trusts erfassen müsste, ein beliebtes Vehikel zur Steuerflucht. Mit dieser Forderung hat sich die Schweiz nicht durchgesetzt. Neben den USA und Grossbritannien hat auch Singapur sein Tafelsilber gerettet: Die wichtigsten Kundengruppen stammen hier aus dem näheren geografischen Umfeld, so zu einem bedeutenden Teil aus Malaysia. Da Malaysia aber nicht Mitglied der OECD ist, dürfen die Gelder weiterhin undeklariert bleiben. Im Gegensatz dazu verwalten Schweizer Banken den Löwenanteil an Kundengeldern aus OECD-Staaten. Wer Ungleiche gleich behandelt, sorgt für unterschiedlich lange Spiesse.

Statt eines einheitlichen Wettbewerbsrahmens nimmt der AIA immer deutlicher die Gestalt eines Rammbocks an, mit dem Hochsteuerländer und Konkurrenten zerstören wollen, was noch von der überragenden Stellung der Schweiz in der grenzüberschreitenden Vermögensverwaltung übrig ist, während namentlich die USA die Verwaltung unverteuerter Gelder monopolisieren. Das war nicht der Deal. Das Parlament hat die Gelegenheit, die Finanzministerin an die von ihr selbst einst vorgegebenen Bedingungen zu erinnern.



Das war nicht der Deal: Bankkunden.

## De Wecks Schicksalsfrage

Von Rico Bandle — Der SRG-Generaldirektor kämpft mit zunehmendem Furor für das revidierte Radio- und Fernsehgesetz. Die Gegner können sich bei ihm bedanken.

In vier Wochen stimmen wir darüber ab, ob die Radio- und Fernsehgebühren nach einer neuen Methode eingezogen werden. Die Änderungen sind minim: Die wenigen Leute, die kein Empfangsgerät besitzen, werden bei einer Annahme neu ebenfalls zur Kasse gebeten, dafür sinkt die Gebühr für die bisherigen Zahler leicht. Ob die Vorlage durchkommt oder nicht, kann der SRG eigentlich egal sein: Sie erhält ihre 1,2 Milliarden Billag-Franken so oder so.

Doch anstatt sich gelassen zurückzulehnen, hat sich SRG-Generaldirektor Roger de Weck mit einem bemerkenswerten Furor in den Abstimmungskampf gestürzt. Er eilt von Interviewtermin zu Interviewtermin, bei Auftritten wirkt er auffallend angespannt, seine magistrale Attitüde macht vermehrt einem gehässigen, teils gar selbstmitleidigen Ton Platz. De Weck lässt keine Gelegenheit aus, um das aus seiner Sicht ungerechtfertigte «SRG-Bashing» zu beklagen, das zum «Mainstream» geworden sei. Kritiker der SRG kanzelt er als Ideologen ab, die vom Fernsehmachen wenig Ahnung hätten. Im Interview mit der *Aargauer Zeitung* verstieg er sich zur Behauptung: «Nur wenige Schweizer Unternehmen erfahren einen so harten Wettbewerb wie die SRG.» Das sagt notabene der Chef eines Betriebs, der drei Viertel seiner Einnahmen nicht auf dem Markt, sondern durch steuerähnliche Gebühren generiert und auch bei der Verbreitung seiner Kanäle vom Staat privilegiert wird.

Kommenden Montag erreicht de Wecks Abstimmungskampagne einen weiteren Höhepunkt – auf dem eigenen Sender. In der Talksendung «Schawinski» auf SRF 1 wird er sich einmal mehr mit aller Kraft für die Vorlage in die Bresche werfen.

### Die Stimmung kippt

Der Einsatz de Wecks erstaunt umso mehr, als eine Annahme der Vorlage bis vor wenigen Wochen als reine Formsache galt. Das revidierte Gesetz ist dermassen raffiniert mit finanziellen Zückerchen versehen, dass unter normalen Umständen nichts schiefgehen kann: Den meisten Stimmbürgern winkt bei einem Ja eine Gebührensenkung, den privaten Medienbetrieben winken einige zusätzliche Millionen für ihre Lokalsender. Die Frage lautete bislang nicht, ob, sondern nur, wie hoch die Vorlage angenommen wird.

De Weck hat mit seinem hektischen Aktivismus alles verändert – er hat die Abstimmung auf eine existenzielle Ebene gehoben:



Auffallend angespannt: SRG-Chef de Weck.

Aus der Volksbefragung über eine formaltechnische Änderung ist eine Grundsatzdebatte geworden. Am 14. Juni geht es nicht mehr nur um die Art der Gebührenerhebung, sondern darum, ob man mit dem Programm und der übermächtigen Stellung der SRG einverstanden ist. Und eine Zustimmung ist da gar nicht mehr so sicher.

Nachdem Roger de Weck im Jahr 2001 auf unschöne Weise als Chefredaktor der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* abserviert worden war, sah er mit seiner Wahl zum SRG-Generaldirektor 2010 endlich wieder die Chance gekommen, eine grosse Rolle einzunehmen. Nichts genießt er mehr, als die staatstragende Funktion seiner SRG zu betonen; am liebsten würde er die privaten Medien gleich noch mit einbinden, um vereint gegen die ausländischen Feinde namens Google und Facebook zu kämpfen – unter seiner Schirmherrschaft natürlich.

Doch statt als Retter der Schweizer Medienlandschaft droht de Weck nun als jener SRG-Generaldirektor in die Geschichtsbücher einzugehen, der in seiner Überheblichkeit die allererste Volksbefragung über die SRG seit ihrer Gründung 1931 vermasselte.

Der 14. Juni wird dank de Weck spannend. Die Gegner der Vorlage können sich bei ihm bedanken.

## Uni im Unrecht

Von Philipp Gut — Die Entlassung Mörgelis war «unrechtmässig», Regine Aepli wird geschont.

Die Rekurskommission der Zürcher Hochschulen hatte längst entschieden, aber erst jetzt wurde ihr Beschluss in der *Sonntagszeitung* publik. Die Auflösung des Arbeitsverhältnisses von Christoph Mörgeli (SVP) als Kurator des Medizinhistorischen Museums sei «unrechtmässig» gewesen, urteilt die Kommission unter dem Vorsitz von SP-Vertreterin Viviane Sobotich. Die Entlassung sei «formell mangelhaft» erfolgt. Die Mängel wögen «schwer»: «Einerseits wurde die Kündigung durch den unzuständigen Rektor ausgesprochen und andererseits wurde der Anspruch des Rekurrenten [Christoph Mörgeli, die Red.] auf vorgängige Gewährung des rechtlichen Gehörs verletzt.» Die Uni, die eine grosse rechtswissenschaftliche Fakultät betreibt, versagte arbeitsrechtlich auf breiter Front. Sie verweigerte ihrem prominenten Angestellten Mörgeli die garantierten Rechte.

Mit ihrem Urteil bestätigt die Rekurskommission den Befund der *Weltwoche* in ihrer Serie zur Zürcher Universitätsaffäre («Entlassung ohne Grundlage», *Weltwoche* Nr. 2/14). Allerdings rügt die Rekursinstanz auch Christoph Mörgeli. Dessen öffentliche Kritik an seinem Vorgesetzten Flurin Condrau habe die «unrechtmässige» Entlassung «materiell gerechtfertigt». Das klingt so sonderbar, wie es ist. Institutsleiter Condrau hatte die Bombe gebastelt, die seine Stellvertreterin Iris Ritzmann im *Tages-Anzeiger* gegen ihren Kollegen Mörgeli hochgehen liess. Condrau wusste, dass Mörgeli durch die Weitergabe vertraulicher Daten an die Presse angeschwärzt wurde, aber er informierte seinen Untergebenen nicht und lehnte sogar jedes Gespräch mit ihm ab. Damit habe Condrau seine Fürsorgepflicht verletzt, urteilt jetzt auch die Rekurskommission. Doch ihr Argument der «materiellen» Rechtfertigung sticht nicht. Man darf foulern, aber «Foul» rufen darf man nicht? Das geht nicht auf.

Schliesslich verliert die Kommission kein Wort über die Rolle von Bildungsvorsteherin Regine Aepli (SP). Die politische Oberaufsicht war, wie zuvor die *Weltwoche*, einstimmig zum Schluss gekommen, Aepli habe die Entlassung Mörgelis befohlen. Die Kritik am damaligen Rektor Fischer ist berechtigt. Aber dass Aepli unerwähnt bleibt, erstaunt. Ein Schelm, wer denkt, die Kommission unter der Leitung von SP-Frau Sobotich schon die Genossin.

## Personenkontrolle

**Schaer, Baltisser, Bär, Riklin, Mörgeli, Widmer-Schlumpf, Wasserfallen, Monnard, Hungerbühler, Fluri, Meyer, Martullo-Blocher, Mao**

Vor SVP-Nähe sei gewarnt, wenn man in einem Polit-Prozess vor den Schranken des Gerichts Bern-Mittelland steht. Letzte Woche sprach Gerichtspräsidentin **Christine Schaer** (EVP) den SVP-Parteisekretär **Martin Baltisser** und dessen Stellvertreterin **Silvia Bär** zur allgemeinen Überraschung des Verstosses gegen den Rassismus-Strafartikel schuldig. In einem Inserat hatte die SVP getitelt: «Kosovaren schlitzen Schweizer auf». Der Tatbestand: Kosovaren schlitzen kurz zuvor Schweizer auf. Nur darf man das gemäss Schaer nicht sagen. Indem sie den Rassismusbegriff bemüht, zementiert sie einen längst überwunden geglaubten Rassenaberglauben. Die Kosovaren sind ebenso wenig eine Rasse wie die Schweizer. Doch Christine Schaer hat es ohnehin nicht mit der SVP. Eben erst hat sie zur Konsternation der Staatsanwaltschaft Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP) vom Vorwurf freigesprochen, sie habe ihr Exklusivwissen als Zürcher Universitätsrätin ausgenutzt, um **Christoph Mörgeli** (SVP) gegenüber Journalisten schlechtzureden. Dabei hat Riklin – wie auch Schaer einräumte – den untersuchenden Staatsanwalt angelogen. Vielleicht sollte sich die SVP nicht nur um die fremden Richter kümmern, sondern auch um die eigenen. (gut)

Bitte zurückbezahlen, lautet die Forderung, seit das Bundesgericht letzte Woche festgestellt hat, dass die Schweizer auf den Radio- und Fernsehgebühren jahrelang zu Unrecht Mehrwertsteuer bezahlt haben. Doch wie viel Geld hat der Bund insgesamt widerrechtlich eingezogen, seit die Mehrwertsteuer 1995 eingeführt wurde? Bei der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) gibt es dazu keine Auskunft – wegen des Steuergeheimnisses. Die Billag, die die Gebühren einzieht, sei eben eine Privatfirma, heisst es. Dass die Billag im Auftrag des Staates arbeitet und zudem eine Tochter der Swisscom ist, die mehrheitlich dem Bund gehört, spielt offenbar keine Rolle. So bleibt nur der Griff zum Taschenrechner, um die totale Steuersumme selber auszurechnen. Resultat: Es geht um 550 Millionen Franken. Nachdem **Eveline Widmer-Schlumpf** Anfang Jahr erstmals seit 2005 ein Defizit des Bundes bekanntgeben musste, könnte auf die Finanzministerin bald eine weitere empfindliche Belastung des Haushalts zukommen. Denn Rückstellungen für eine Rückerstattung der Mehrwertsteuer hat der Bund gemäss ESTV keine gebildet. (are)



*Rassenaberglauben:* Christine Schaer.

Während die SP Schweiz mit dem Pflanzen von Friedenslinden an das Ende des Zweiten Weltkriegs erinnert, empfiehlt deren Co-Generalsekretärin **Flavia Wasserfallen** Methoden zur Umerziehung politischer Gegner, die genau aus jener Zeit stammen. «Wie wär's, wenn wir all die Gemeindefusionsgegnerinnen und Tagesschulverweigerer mal ins Val d'Anniviers stecken und erst wieder befreien würden, wenn sie vom progressiven Bergvolk überzeugt worden sind?», schreibt Wasserfallen in der SP-Postille *Links*. So eine kleine Deportation tut doch immer gut. (gut)

Wie hier im März vermeldet, war **Pierre-André Monnard**, Finanzvorsteher von La Chaux-de-Fonds und Nationalrat (FDP/NE), während mehrerer Wochen spurlos abgetaucht, nachdem sich im Februar in der Stadtkasse der Uhrenstadt ein Finanzloch von 14 Millionen Franken abgezeichnet hatte. Monnard blieb seinem Amt seither fern und liess sich krankschreiben. Vor einem Monat trat er aus der Stadtregierung zurück. Im Nationalrat ist Monnard nun Anfang Woche wieder in Erscheinung getreten. Auf die Art der Erkrankung angesprochen, erklärte er: «Burnout wäre übertrieben, eher eine starke Ermüdung.» Gemäss Augenzeugen liess er sich diese aber nicht anmerken und hielt die Stellung im Rat wacker. (axb)

Der SC Brühl und sein umtriebiger Präsident **René Hungerbühler** laden Asylsuchende zur grossen Fussballparty ein. Der Haken dabei: Hungerbühler ist stellvertretender Chef des Migrationsamtes St.Gallen und Leiter der Vollzugsabteilung. Der Abteilung also, die abgewiesene Asylsuchende mittels Zwangsmassnahmen aus der Schweiz zu entfernen hat. Ausgerechnet der Boss der Vollzugsabteilung biedert sich bei den Asylsuchenden an. Ein Schelm, wer da das Wort Befangenheit in den Mund nimmt. Oder was würde man von einem Staatsanwalt halten, der vor dem Prozess mit der Angeklagten tanzen geht? (gut)



*550 Millionen:* Eveline Widmer-Schlumpf.



*Kleine Deportation:* Flavia Wasserfallen.

**Kurt Fluri** hat es zu einem der bestbezahlten Profi-Politiker in der Schweiz gebracht. 2013 hat der Stadtpräsident von Solothurn und FDP-Nationalrat 406 324 Franken eingenommen. Doch der Ämtchensammler bringt seine insgesamt 36 Mandate in Verwaltungsräten und Vereinsvorständen nur mit Mühe unter einen Hut. Eine Mehrheit der Gemeinderäte wollte der Ämterkumulation von «Ku-Flu» deshalb einen Riegel schieben. Mit 28:2 Stimmen beschlossen sie, dass Vertreter der Stadt Solothurn Spesen und Sitzungsgelder aus Zusatzmandaten künftig der Stadtkasse abliefern müssen. Damit treffen sie zwar in erster Linie den Stadtpräsidenten (der in der Sitzung namentlich nicht genannt wurde und auch nicht teilnahm), aber nicht zu sehr. Fluri muss lediglich 18 000 Franken abgeben. Das Filetstück, rund 130 000 Franken Nationalratsentschädigung, darf er behalten. (cal)

In den Augen des Chefdenkers des Ringier-Verlags, **Frank A. Meyer**, hat Ems-Chefin und Nationalratskandidatin **Magdalena Martullo-Blocher** (SVP) ein Sakrileg begangen: Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* fand sie lobende Worte für China («die kompetenteste Exeku-



*Ein Schelm:* René Hungerbühler.



*36 Mandate:* Kurt Fluri.



*Fröhliche Chinesen:* Frank A. Meyer.

tive der Welt») und tadelnde Worte für die EU: «Was nützt den Europäern deren Demokratie: Da werden den Leuten Leistungen versprochen, die nicht bezahlbar sind.» Anlass genug für Meyer, die «Kronprinzessin der Blocher-Dynastie» als Demokratieverächterin zu brandmarken. «Ach ja, die Freiheit! Ach ja, die Demokratie! Ach ja, der Rechtsstaat!», rief Meyer aus, «darum geht es den Genossen in Peking nun aber ganz und gar nicht.» Es gehe ihnen ausschliesslich um «wirtschaftliche Effizienz». Vor über vierzig Jahren, als Mao in Peking das Sagen hatte, hatte sich Meyer noch für das Land und sein Regierungssystem begeistert. Nach einer Reise ins maoistische China auf dem Höhepunkt der blutigen Kulturrevolution war er Mitautor des Buches «Notizen aus China». Darin schrieb er: «Es dürfte nicht richtig sein, von einer Unterdrückung des Volkes zu reden.» Man habe «in China nie den Eindruck, sich in einer Atmosphäre der Unterdrückung zu bewegen. Die Menschen bewegen sich ungewollt, sind fröhlich.» Fast scheint es, als bedaure Meyer den Abschied Chinas vom blutigen Maoismus und die Hinwendung zum Staatskapitalismus. (fsc)

## Nachruf



*Lebensfroher Kämpfer:* André Daguët.

**André Daguët (1947–2015)** — Für einen Sozialdemokraten in der Provinz wie mich gab es in den neunziger Jahren (und auch seither) nur einen grossen Tag: Am 22. Oktober 1995 gewann die SP im Nationalrat dreizehn Sitze dazu: Mit fast 22 Prozent stand sie letztmals als stärkste Partei da. Den Erfolg verdankte sie ihrem Präsidenten, Peter Bodenmann, aber auch ihrem Generalsekretär, der mit ihm rund um die Uhr dafür hirnte und krampfte. André Daguët, ein urchiger Freiburger, der Politologie studiert und Amnesty International administriert hatte, stiess schon Ende 1986, noch unter Helmut Hubacher, zur SP. Und er stürzte mit ihr bei den Nationalratswahlen 1987 ab auf noch 18 Prozent.

Einige Monate später las der Generalsekretär der «Partei auf dem Abstieg», wie er sie nannte, die Leviten; vor allem in der Wirtschaftspolitik brauche sie wieder viel mehr Kompetenz. Das setzte die neue Führung analytisch und konzeptionell so stark um, dass sie nach den Wahlen von 1995 triumphieren konnte, links gebe es «als Machtfaktor nur noch die SP». André Daguët zog 1996 weiter, um die braven Gewerkschaften wieder zu politisieren. Er ging zum Smuv, regte die Zeitung *Work* an und mischte beim Zusammenschluss zur Unia mit. Ab 2003 sass er als Gewerkschafter auch im Nationalrat, bis 2011 die Gesundheit den lebensfrohen Kämpfer zum Rückzug zwang. Ich bewarb mich 1996 bei der SP um seine Nachfolge, Peter Bodenmann zerlegte meine Kandidatur. Er hatte recht, ich hätte es nicht so gut gekonnt wie André Daguët. Aber seine Nachfolger konnten es auch nicht. *Markus Schär*



*Ganz oben:* Tänzerin Plissezkaja.

**Maja Plissezkaja (1925–2015)** — Ihre Sprünge riefen das Publikum in andere Vorstellungsräume. Nein, «virtuos» war das nicht, was sie auf den Ballettbühnen präsentierte – Maja Plissezkaja schien mit ihrem Körper die Zeit anhalten zu können. Wenn sie sprang, dann begab sie sich auf die Reise in eine andere Welt, und auf dem Höhepunkt dieser Reise, ganz oben, da gab es diesen Moment der Stille. Da gab es das Nichts, alle Uhren standen still, es gab keine Sekunden und keine Bewegung mehr – und da konnte man ahnen, wie sehr sich die Ewigkeit dehnen lässt.

Natürlich stand hinter dieser schwerelosen Zauberei gnadenlose Disziplin und der eiserne Glaube an die Beherrschbarkeit des Tänzerkörpers. Noch mit fünfzig Jahren tanzte sie die Hauptrolle in Maurice Béjarts «Boléro»-Choreografie, ihre letzte Rolle präsentierte sie in ihrem 72. Lebensjahr. Ein hoher russischer Kulturfunktionär pries sie als «göttliche und leidenschaftliche Tänzerin und Schauspielerin», und dieser Zweiklang war es, der ihre Begabung auch als Choreografin ausmachte. Sie begriff den Tanz als Theaterpersönlichkeit und fand über diese Perspektive zum modernen Ballett.

Die Plissezkaja kam aus einer Tänzerdynastie. Ihr Vater, Michail Plissezki, war ein einflussreicher Funktionär, der 1938 im Auftrag Stalins erschossen wurde – die Umstände seines Todes erfuhr sie erst viel später. Über 20 000-mal tanzte sie den «Sterbenden Schwan», zuletzt lebte sie mit ihrem Mann, dem Komponisten Rodion Schtschedrin, in München. Sie starb im Alter von neunzig Jahren an einem Herzinfarkt. Wladimir Putin zeigte sich erschüttert. *Thomas Würdehoff*



Im Ausnahmezustand: Die Bundesräte, hier Aussenminister Burkhalter, spielen die Trümpfe nicht.

## Bilaterale

# Achtung, Anfänger

Von Markus Schär und Wieslaw Smetek (Illustration) — Die EU pokert hoch: Sie will mit der Schweiz nicht einmal verhandeln. Da bleiben nur zwei Möglichkeiten: Die Schweiz kann sich dem Willen der EU beugen. Oder sie kann die Beziehung aufs Spiel setzen – also den ganzen Einsatz wagen. Warum tut sie es nicht?

«Wir überlassen das Feld dem Gegenüber, das entschlossener auftritt», warnt einer, der es wissen muss: Michael Ambühl, bis 2013 Staatssekretär und Verhandlungsführer für die Eidgenossenschaft. Jetzt lehrt der Experte für Spieltheorie an der ETH, was er im knallharten Poker um Bilaterale und Bankgeheimnis gelernt hat. Und er sagte letzte Woche beim Europa-Forum in Luzern, weshalb die Schweiz als direkte Demokratie in internationalen Verhandlungen zu verlieren drohe.

Gerade die Stärken der Schweizer erweisen sich im Diplomatenpoker als Schwächen. Die Eidgenossen suchen den Konsens und scheuen den Konflikt: «Was sich in unserem Land bewährt hat, behindert uns in Verhandlungen.» Sie üben sich in Bescheidenheit: «Wir handeln nach dem Grundsatz: <Tue Gutes und sprich nicht darüber!>» Und sie pflegen die puristi-

sche helvetische Ethik: «Man kämpft im aufrechten Gang und lässt sich nicht in die Niederungen des Feilschens hinab.»

Ihre Schwächen schaden den Schweizern gerade jetzt, da die EU am schärfsten pokert. Mit ihrem schroffen Nein, sich auch nur auf Verhandlungen einzulassen, solange sich die

**Am Pokertisch gäbe es nur eine nicht feige Antwort: All in!**

Schweiz ihren Regeln nicht unterwirft, wagt sie den grossen Bluff. Am Pokertisch gäbe es nur eine nicht feige Antwort: All in – zeigen! Die Schweiz müsste die EU zwingen, ihre Karten aufzudecken, also einzugestehen, was ihr freundschaftliche Beziehungen wert sind. Warum tun es die Schweizer nicht?

— Die Schweiz kuscht vor dem Powerplay der EU. Wer die Schweizer Position zerlegen wolle, scherzt Michael Ambühl, der müsse nur die Schweizer Presse lesen. Der Rat bewährte sich in den letzten Wochen auch in Brüssel. «Die Schweiz zahlt einen hohen Preis», beklagte *Le Temps*. Eine «kalte Dusche» erlitt 24 heures. Und «das Ende des Rosinenpickens» verkündete die *Handelszeitung* – als wären beim Verhandeln je Geschenke verteilt worden. Bei diesem Anfall von nationalem Masochismus wahrte nur die NZZ die Contenance: «keine Katastrophe, aber ein Weckruf».

Was war geschehen? Noch vor zwei Wochen schien sich die EU darauf zu besinnen, dass freiwillig eingegangene Verträge allen Beteiligten dienen, so zum Beispiel ein Stromabkommen mit der Schweiz, dem wichtigsten Transitland: Nach acht Jahren Verhandlungen zeigte sich Energiekommissar Miguel Arias



Cañete willens zu einer Einigung zum Nutzen aller, obwohl es noch kein Rahmenabkommen gibt, ohne das die EU keine weiteren Verträge mit der Schweiz schliessen will.

Nur Tage später aber piff die Brüsseler Bürokratie den pragmatischen Kommissar zurück: Es gebe keine Verträge, ja nicht einmal Verhandlungen mit der Schweiz, solange sie die Personenfreizügigkeit einschränken wolle. «In Bern erkennt man den Willen von Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker», schrieb *Le Temps* dank Draht zum Aussen-departement, «seine Autorität zu festigen und eine *unité de doctrine* durchzusetzen.» Diese starre Haltung soll das Europäische Parlament noch bestärken. Und inzwischen dreht Brüssel weiter an den Daumenschrauben. Am meisten leiden die europhilen Schweizer Korrespondenten, denn sie müssen sich jetzt für den Europäischen Rat akkreditieren lassen wie die Kollegen aus Drittstaaten.

Was die EU will, lässt sich nachlesen in einer aktuellen Studie des Think-Tanks Centre for European Policy Studies, der sich von der EU aushalten lässt: «No Move without Free Movement». Ihn stört vor allem, dass die Bilateralen noch aus der Zeit vor dem Vertrag von Lissabon von 2007 stammen; er fordert deshalb, sie müssten sich in diese schöne neue Ordnung einfügen. Dafür sieht er drei Optionen. Erstens: eine Anpassung der Personenfreizügigkeit mit einer Schutzklausel (ohne «versteckte Quoten») plus eine zweite Abstimmung. «Es ist allerdings unklar, ob eine neue Abstimmung allein aufgrund ökonomischer Argumente anders herauskäme. Dabei wären auch Rassismus und Xenophobie zu bekämpfen.» Zweitens: ein neues Abkommen mit beschränkter Personenfreizügigkeit – «in jedem Fall ein bedeutender Schritt zurück in den Beziehungen». Und drittens, für den Think-Tank wünschbar: ein Rahmenabkommen «mit demokratischer Rechenschaft und gerichtlicher Kontrolle», also mit der Unterwerfung der Schweiz unter den EU-Gerichtshof. Im Klartext: Im Poker will die EU dem Land «mit einem Reichtum fast jenseits

der Vorstellungskraft» ihren Willen aufzwingen.

— **Die Schweiz spielt ihre Trümpfe nicht aus.** Wie verhandelt man mit einem Partner, der *no move* machen, ja nicht einmal Verhandlungen führen will? Auch dazu äusserte sich Michael Ambühl in Luzern. Er meint, ein Verhandlungspartner müsse erstens «ein gewisses Gewicht» mitbringen. Er sollte zweitens nicht nur die Negativ-, sondern auch die Positivkarten spielen, also die eigenen Leistungen für eine gute Beziehung herausstreichen. Und er dürfe drittens nicht gegen die Essentials der Gegenpartei verstossen. Wie steht es damit zwischen der Schweiz und der EU?

Was das «gewisse Gewicht» angeht, wissen alle: Die EU hat 507 Millionen Einwohner, die Schweiz 8 Millionen (davon ein Viertel Ausländer), aber die Schweiz ist deswegen kein Zwerg. Als Exportland war die Schweiz für die EU auch letztes Jahr mit 8 Prozent am dritt-wichtigsten, hinter den USA (18 Prozent) und China (10 Prozent). Und vor allem: Im Handel

---

**«Freihandel ist für die EU nicht Ziel, nur machtpolitisches Druckmittel für andere Ziele.»**

---

mit der Schweiz erzielt die EU einen Überschuss, der gleich hoch ist wie das Defizit gegenüber China. Dazu kommt, dass die Schweiz für rund 300 000 Grenzgänger Arbeit bietet, davon die Hälfte Franzosen aus den schwachen Regionen Franche-Comté und Rhône-Alpes, aber – wegen der grosszügigen Definition – auch aus dem deutschen Osten oder dem Ruhrgebiet, die nicht besser dastehen.

Die Schweizer weisen zwar unermüdlich auf die Fakten hin, die ihre Verhandlungspartner in der EU nur zu gut kennen. Doch sie machen nichts daraus. Sie nehmen nach Schweden am zweitmeisten Asylbewerber auf und tun willig mit überproportionalen Beiträgen beim maroden Dublin-System mit. Sie bieten Forschungsmöglichkeiten für Ausländer an einigen der

führenden Hochschulen der Welt; die Milliarden der EU (und der Schweiz) fliessen in der Schweiz als einzigem Land für mehr Ausländer als Einheimische. Oder sie zahlen freiwillig mehr als eine Milliarde für die neuen Mitglieds-länder der EU, und das Geld aus der Schweiz kommt im Gegensatz zu jenem aus der EU an. Aber selbst die Polen oder die Rumänen sagen: «Schon recht, doch ohne Personenfreizügigkeit geht gar nichts.» Simon Scherrer, Co-Präsident der neuen Partei «up!», meinte auf Twitter treffend: «EU stoppt Strom-Kompromiss. Freihandel ist für sie nicht Ziel, nur machtpolitisches Druckmittel für andere Ziele.»

— **Die Schweiz traut sich kein hartes Auftreten zu.** Mit dem «gewissen Gewicht», das ein Verhandlungsführer in die Waagschale werfen müsse, meint der Spieltheoretiker Michael Ambühl vor allem den *nuisance value*: das Schadenspotenzial, das die eine Seite der anderen – glaubwürdig! – androhen kann. Im aktuellen Fall müssten die Schweizer also der EU sagen: «Na und? Wenn ihr nicht einmal an den Verhandlungstisch sitzen wollt, dann finden wir halt keine Lösung. Spätestens am 9. Februar 2017 tritt der Artikel 121a der Bundesverfassung mit Kontingenten und Inländervor-rang in Kraft. Wenn ihr meint, das verstosse gegen die Personenfreizügigkeit, dann kündigt ihr halt die Bilateralen. Wir werden sehen, wem das mehr schadet.»

Dazu wird es nicht kommen. In der EU nicht, weil nicht die Brüsseler Bürokratie das mit der Guillotineklausel verschnürte Paket der ersten Bilateralen (plus die Abkommen von Schengen und Dublin, wie sie droht) kündigen könnte, sondern alle 28 Mitgliedstaaten zustimmen müssten. Und vor allem nicht, weil diese Mitgliedstaaten genau wissen, was ihnen ungestörte Beziehungen mit der Schweiz wert sind. Also der Werkplatz, der weiterhin – über die 1,5 Millionen ausländischen, aber als Inländer geltenden Arbeitskräfte hinaus – dank grosszügigen Kontingen-ten ihren Leuten Beschäftigung böte. Das Transitland, das 37 Prozent des alpenqueren-



## Reisen ohne Nebenwirkungen

Zintona - Das einzige rein pflanzliche Naturheilmittel mit Ingwer gegen Reisekrankheit, Übelkeit und Magenbeschwerden ohne Nebenwirkungen.

Erhältlich in Apotheken und Drogerien



**CHRISANA**  
Die Natur in Aktion

[www.chrisana.ch](http://www.chrisana.ch)

**ZINTONA**®

## «Katastrophe für die Schweiz»

Was droht, weil die EU nicht mehr über ein Stromabkommen verhandeln will? Auch Experten haben keine Erklärung.



Alles klar? Pressesprecherin Zünd.

Je weniger Ahnung, desto mehr Vorahnung. «Das gescheiterte EU-Abkommen wird schlimme Folgen haben», unkt der *Tages-Anzeiger*. «Das Stromabkommen sieht harmlos aus. Es geht um die Effizienzsteigerung bei der Vermarktung. Die Auswirkungen sind zunächst klein. Doch auf lange Sicht werden sie zur Katastrophe für die Schweiz.» Denn das Scheitern des Stromabkommens – so rum hätte der Satz wenigstens sprachlich Sinn ergeben – werde zur «schlimmen Folge» führen, dass die Schweiz den Billionenmarkt der Zukunft verpasse: «Auf dem Stromnetz wird das Internet der Dinge laufen, die Vernetzung von allem mit allem.»

### Leuthards Sprachrohr warnt

Der fantasievolle Apokalyptiker ist entschuldigt: Es gibt in diesem Land nicht tausend Leute, die wirklich wissen, ob und wozu die Schweiz ein Stromabkommen mit der EU braucht – die Redaktion des *Tages-Anzeigers* gehört nicht dazu, jene der *Weltwoche* auch nicht. Bei uns melden sich Insider, die meinen, das Abkommen nütze nur der EU. Sie wolle einfach die zehn bis zwanzig Prozent der Stromtransite in Europa, die durch die Schweiz fließen, zentral steuern, weil dem europäischen Netz aufgrund des Zappel-Stroms aus deutschen Windrädern und

Solaranlagen der Blackout drohe. Und die Schweizer Stromhändler liessen sich nicht vom EU-Markt ausschliessen, denn sie täten dort längst mit EU-Töchtern mit.

Was hat es damit auf sich? Wir fragen die Frau, die es wissen muss: Marianne Zünd, in Sachen Energiewende das Sprachrohr von Bundesrätin Doris Leuthard. Sie schreibt zur Bedeutung des Stromabkommens: «Relevant sind dabei die Veränderungen im Rahmen der fortlaufenden Implementierung des EU-Energie-Binnenmarktes, insbesondere die im Verlauf des Jahres 2015 in Kraft tretenden Network Codes sowie die weitere Integration der Märkte im Rahmen des Market Coupling in den Day-Ahead-Märkten sowie im Rahmen der Einführung des europaweiten impliziten Allokationsverfahrens in den Intraday-Märkten.» Alles klar?

Der fortgeschrittene Laie versteht vor allem: Die oberste Kommunikatorin des Bundes in Energiefragen kann nicht erklären, weshalb die Schweiz das Stromabkommen dringend braucht – oder sie will es nicht. Denn was möglicherweise daraus folgt, dass die Schweiz und die EU sich vorläufig nicht einigen können, erscheint nicht gar so katastrophal: Aufgrund der «engen Verflechtung sowohl physischer als auch kommerzieller Art» (!), warnt Marianne Zünd, «dürfte ein Abseitsstehen der Schweiz längerfristig zu einer Verteuerung des Strompreises, zu Wettbewerbsnachteilen der Schweizer Energieunternehmen im europäischen Markt sowie zu einer Verschlechterung der Versorgungssicherheit führen.»

Ein Experte für Industrieökonomik, um Hilfe gebeten, erklärt sich für überfragt. Er verweist auf einen Superexperten, einen der Männer, die in den letzten Jahrzehnten das Schweizer Stromgeschäft steuerten. Grundsätzlich sei das Abkommen überfällig, meint dieser: «Ein solches hätte bereits bei der Einführung der Grenzauktionen [das war 2006] in Kraft sein sollen.» Das führte dazu, dass die Schweiz bei den Standards nicht mitreden kann. Weiterhin gelte aber: Da die Schweiz als «eigentliche Strom-Drehscheibe im europäischen Verbundnetz» diene, würden geregelte Verhältnisse allen nützen.

So viel ist klar. Und auch: Die Katastrophe im europaweiten Geschäft – warum eigentlich, wenn doch Strom in Zukunft lokal produziert und konsumiert wird? – ist noch mal vertagt.

Markus Schär

den Güterverkehrs bewältigt (gegenüber 41 Prozent in Österreich und 22 Prozent in Frankreich) und das zehn bis zwanzig Prozent der europäischen Stromtransite übernimmt, die Nord-Süd-Verbindung fast ausschliesslich, weshalb die EU ein mindestens so grosses Interesse an einem Stromabkommen hat wie die Schweiz (siehe Kasten). Und der Partnerstaat, der verlässlich die Lasten im Asylwesen, bei der Regionalentwicklung, bei der Hochschulausbildung, in der Spitzenforschung und bei vielem mehr mitträgt.

«Wollt ihr das alles aufs Spiel setzen?», müssten die Schweizer die EU fragen. Natürlich will sie nicht. Warum fragen die Schweizer dann nicht?

### — Die Schweiz treibt das Spiel des Gegners.

Gegen aussen tun die Schweizer noch beflissener, was Michael Ambühl im Innern beobachtet: Sie scheuen den Konflikt und suchen den Konsens; deshalb lassen sie sich vom Powerplay eines entschlossener auftretenden Gegenübers einschüchtern. Dafür führen sie den Konflikt untereinander umso heftiger bis hin zur Kakophonie. Das aber, mahnt der einschlägig erfahrene Alt-Staatssekretär, dient nur der Gegenseite.

Dazu kommt: Gerade die einflussreichsten Stimmen sabotieren die Position der Schweiz nicht fahrlässig, sondern absichtlich, weil sie sich die Position der EU zu eigen machen. Das beginnt damit, dass sie das Dogma der EU nachbeten, ohne Personenfreizügigkeit gebe es keinen Zugang zum Binnenmarkt. Man kann es nicht oft genug wiederholen: Die Schweiz ge-

### Gerade die einflussreichsten Stimmen sabotieren die Position der Schweiz absichtlich.

hört nicht zum europäischen Binnenmarkt (das stellte die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats in einer Motion fest, die der Bundesrat Ende Februar 2014[!] guthies); die EU und die Schweiz gewähren sich Zugang zu ihren Märkten, aber alle vier sakrosankten Freiheiten des EU-Binnenmarktes (Personen, Güter, Dienstleistungen, Kapital) gelten für die Schweiz nicht uneingeschränkt.

Vor allem aber streben der Bundesrat und die Diplomatie selber jene Lösung an, die für die EU als die einzig wünschbare gilt: die Unterwerfung der Schweiz unter die EU-Gerichtsbarkeit, also die Übernahme des EU-Rechts und damit – wie es Christoph Blocher ausdrückt – den Anschluss der Schweiz an die EU ohne Beitritt. Bei diesem Scheinpoker mit der EU stört Bundesbern nur eines: Spätestens bei der Abstimmung von 2016 wird das Volk verlangen, dass die einträchtigen Nicht-Verhandlungs-Partner ihre Karten aufdecken – zeigen!

# Magie der Bilder

Von Thilo Sarrazin — Es gäbe eine ethische Lösung im Flüchtlingskonflikt mit Afrika. Der Grund, weshalb sie niemand umsetzt, ist bestürzend einfach.



Der deutsche Soziologe Max Weber sprach im Revolutionswinter 1919 in seinem Vortrag «Politik als Beruf» über die Moral politischen Handelns. Er unterschied dabei zwischen Gesinnungs-

und Verantwortungsethik: Es sei «ein abgründiger Gegensatz, ob man unter der gesinnungsethischen Maxime handelt – religiös geredet: «Der Christ tut recht und stellt den Erfolg Gott anheim» – oder unter der verantwortungsethischen: dass man in jedem Fall für die (voraussehbaren) Folgen seines Handelns aufzukommen hat». Mit dieser Unterscheidung zeigte er die Grenzen moralischer Betrachtung in der Politik auf: «Keine Ethik der Welt kommt um die Tatsache herum, dass die Erreichung «guter» Zwecke in zahlreichen Fällen daran gebunden ist, dass man sittlich bedenkliche oder mindestens gefährliche Mittel und die Möglichkeit oder auch die Wahrscheinlichkeit übler Nebenerfolge mit in Kauf nimmt, und keine Ethik der Welt kann ergeben: wann und in welchem Umfang der ethisch gute Zweck die ethisch gefährlichen Mittel und Nebenerfolge «heiligt.»»

**Geschäft der Schleuser wird immer leichter**  
Heute ist diese Unterscheidung aktueller denn je. Das will ich an drei Themen der letzten Wochen deutlich machen:

1 — Bei der Vorbereitung der Gedenkstunde des Deutschen Bundestages zum 100. Jahrestag des Völkermords an den Armeniern gab es einen Dissens der Parlamentarier mit der Bundesregierung: Angela Merkel und Außenminister Steinmeier hätten das Wort Völkermord gerne vermieden, um die türkische Regierung nicht zu reizen. Gesinnungsethisch ist es selbstverständlich geboten, «Völkermord» auch zu benennen. So erweist man den Opfern am besten Respekt und baut in der Welt moralische Hemmnisse gegen ähnliche künftige Ereignisse auf. Kann der verständliche Wunsch, die Türkei nicht noch weiter von Deutschland und Europa zu entfremden, verantwortungsethisch ein Benennungsverbot rechtfertigen? Der Bundestag und Bundespräsident Gauck haben diese Frage eindeutig

verneint und die Bundesregierung blamiert. Das Misstrauen aber ist geweckt: Wo sonst noch möchte die Politik mit Benennungsverboten, die vielleicht gar nicht auffallen, politische Meinungen steuern und bevormunden?

2 — Seit Beginn der Rettungspolitik vor fünf Jahren haben sich die Euro-Länder und die Europäische Zentralbank von den Vorgaben des Maastricht-Vertrages weit entfernt. Die Gegner der Rettungspolitik argumentieren gesinnungsethisch und kritisieren die Vertragsbrüche. Die Befürworter mit Angela Merkel an der Spitze argumentieren verantwortungsethisch und wollen Griechenland um jeden Preis im Euroraum halten, um die Einheit Europas nicht zu gefährden. Diese Argumentation mag sachliche Meriten haben. Sie



**Opportunitätsethik:** gerettete Flüchtlinge im Mittelmeer.

läuft darauf hinaus, dass der Bruch von Verträgen und Gesetzen gerechtfertigt ist, wenn das gesetzte Ziel anders nicht erreicht werden kann. In der Euro-Politik überdehnt die Bundesregierung schon seit langem die Verantwortungsethik, ganz in dem Sinne, dass der Zweck fast jedes Mittel heiligt.

3 — Das aktuelle Drama um die afrikanischen Flüchtlinge auf dem Mittelmeer spitzt den Gegensatz zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik besonders anschaulich zu. Je mehr Flüchtlinge aus Seenot gerettet werden, umso mehr werden kommen. Das Geschäft der Schleuser wird immer leichter. Mittlerweile setzen sie die Flüchtlinge in Schlauchboote und lassen sie wenige Kilometer von der libyschen Küste entfernt durch europäische Schiffe retten. Das gesinnungsethische Vorgehen verschärft so das Problem, das es doch lösen soll. Je mehr Afrikaner Europa erreichen, umso mehr werden sich in ihren Heimatlän-

dern auf den Weg machen. Bei den Verhältnissen dort kann ihnen das keiner verdenken. Nur können diese Verhältnisse nicht durch Europa geändert werden. Sowohl Entwicklungshilfe als auch militärische Interventionen haben auf ganzer Linie versagt.

Es gibt aber sowohl eine gesinnungsethische als auch eine verantwortungsethische Lösung, mit der künftige Opfer unter den Flüchtlingen vollständig vermieden werden können:

— Die gesinnungsethische Lösung wäre, alle Afrikaner, die dies wollen, unbegrenzt auf sicherem Wege nach Europa einreisen zu lassen. Dann käme niemand mehr auf unsicheren Schiffen um, und von gegenwärtig einer Milliarde Afrikanern (deren Zahl nach der Uno-Bevölkerungsprognose bis 2100 auf 3,6 Milliarden wachsen wird) würden in absehbarer Zeit einige hundert Millionen in Europa leben.

— Die verantwortungsethische Lösung wäre, niemanden mehr einreisen zu lassen, der nicht alle Prozeduren der Ordnungsmässigkeit einhält, und alle geretteten Flüchtlinge an afrikanische Gestade zurückzubringen. Dann würde der Flüchtlingsstrom mit der Zeit versiegen, und das Geschäft der Schlepper würde austrocknen.

## Anrührende Einzelschicksale

Technisch ist die verantwortungsethische Lösung nach einigem Vorlauf umsetzbar. Die Briten haben es schon 1914 geschafft, ganz ohne Radar und Luftüberwachung die deutsche Marine in der Nordsee einzusperren und den Handelsverkehr vollständig zu unterbrechen. Das kann man, wenn man es will. Und man muss dazu bestimmt weniger Verträge und Gesetze brechen als bei der Euro-Rettung seit 2010.

Warum verfährt man dann nicht so? Die Antwort ist bestürzend einfach. Die europäische Politik hat Angst vor der Magie der Bilder und der anrührenden Einzelschicksale, darum gibt sie den gesinnungsethischen öffentlichen Wallungen recht besinnungslos nach. Für die öffentliche Debatte ist das Argument offenbar zu abstrakt, dass keiner mehr kommt, wenn sich die Flüchtlinge am Ende doch in Afrika wiederfinden, und dass diese Strategie zur geringsten Zahl von Toten führt.

Richtig gesinnungsethisch ist die gegenwärtige Linie aber auch nicht. Denn sie maximiert die Zahl künftiger Fälle von Seenot und kann doch die afrikanische Einwanderung nach Europa nicht wirksam begrenzen. Die Politiker haben die beiden Kategorien Max Webers um eine dritte ergänzt: Bei den afrikanischen Flüchtlingen huldigen sie einer Opportunitätsethik. Man wird sehen, was daraus wird.

Richtig verantwortungsethisch ist die gegenwärtige Linie aber auch nicht. Denn sie maximiert die Zahl künftiger Fälle von Seenot und kann doch die afrikanische Einwanderung nach Europa nicht wirksam begrenzen. Die Politiker haben die beiden Kategorien Max Webers um eine dritte ergänzt: Bei den afrikanischen Flüchtlingen huldigen sie einer Opportunitätsethik. Man wird sehen, was daraus wird.

**Thilo Sarrazin** ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

## Gut gemeint

Von Henryk M. Broder — Die Politiker sind nicht auf dem neusten Stand.



Zu den Grundsätzen, die zwischenstaatliche Beziehungen regeln, gehört auch das Prinzip der Nichteinmischung in die Angelegenheiten eines souveränen

Staates. Die Schweizer reagieren – zu Recht! – sehr empfindlich, wenn ihnen vom Ausland gesagt wird, wie sie ihre Einwanderungspolitik gestalten sollten. Ebenso die Österreicher, wenn sie dafür kritisiert werden, welche Parteien und Politiker sie gewählt haben.

Es gibt freilich eine Ausnahme, und die heisst Israel, ein kleines, aber souveränes Land; es gehört den Vereinten Nationen, dem Weltpostverein, dem Weltfußballverband, der Weltgesundheitsorganisation und dem Internationalen Olympischen Komitee an, nur um die Wichtigsten zu nennen. Dennoch wird es von deutschen Politikern gerne so behandelt, als wäre es ein Land der Bundesrepublik, irgendwo zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt gelegen. Rudolf Dressler, der im Jahre 2000 zum deutschen Botschafter in Israel berufen wurde, weil Gerhard Schröder für ihn in seinem Kabinett keinen Posten frei hatte, sagte in einem Interview, um Benjamin Netanjahu zur Rückkehr zum Friedensprozess zu bewegen, sollten «wir», also Deutschland, «den Handel mit Israel einschränken».

Der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der SPD im Bundestag, Rolf Mützenich, orakelte, die Abkehr von der Zwei-Staaten-Lösung wäre «eine neue Geschäftsgrundlage, die wir auch neu zu bewerten hätten». Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses im Europaparlament, Elmar Brok, CDU, warnte, der Verzicht auf die Zwei-Staaten-Lösung wäre «unverantwortlich – auch aus israelischer Sicht». Sie alle meinen es natürlich gut mit Israel, sind aber, was die Zustände im Nahen Osten angeht, nicht auf dem letzten Stand. Die Zwei-Staaten-Lösung wurde bereits verwirklicht, die Palästinenser haben einen Staat im Westjordanland und einen in Gaza. Weder die «moderate» Fatah noch die «radikale» Hamas denken daran, Wahlen zuzulassen, die seit Jahren überfällig sind. Die USA und Europa zahlen die Unterhaltskosten beider Staaten und finanzieren die Arbeit der zahllosen NGOs. Das ist der Preis des Friedens. Wer heute nach einer «neuen Geschäftsgrundlage» ruft, sollte wissen: Es kann nur teurer werden.

## Auf einem Auge blind

Von Kurt Schiltknecht — Wenn Politiker Arbeitsplätze schaffen wollen, wird selten hinterfragt, ob die neuen Stellen tatsächlich den Wohlstand mehren oder nur Kosten verursachen.

Die hartnäckige Arbeitslosigkeit ist eines der grössten Probleme in den Industrieländern. Deshalb werden Politiker nicht müde, immer neue Massnahmen zur Schaffung von Arbeitsplätzen ins Spiel zu bringen. So behaupten Linke und Grüne ohne seriöse ökonomische Analyse, dass mit der sogenannten Energiewende und einem Ausstieg aus der Atomenergie hunderttausend Arbeitsplätze geschaffen werden könnten. Andere wollen mit staatlicher Förderung der Forschung oder mit Subventionen Arbeitsplätze kreieren.

Wenn Politiker über die Schaffung von Arbeitsplätzen reden, muss man hellhörig werden. Viele von ihnen sind einäugig und wollen nicht sehen, dass Massnahmen zugunsten eines bestimmten Wirtschaftszweiges Kosten und Arbeitsplatzverluste in anderen Sektoren zur Folge haben. Es wird auch selten hinterfragt, ob die vom Staat geschaffenen Stellen den Wohlstand mehren oder nur Kosten verursachen. Dazu drei Beispiele:

### 1 — Steuersystem

Heute haben die meisten Länder komplexe Steuersysteme. Dies ist das Ergebnis der untauglichen Versuche, mit Hilfe von Steuern zu einer ausgeglicheneren Einkommensverteilung zu gelangen. Für immer mehr Leute lohnt es sich, wegen der Komplexität einen Steuerberater zu nehmen. Gleichzeitig wird zur Überprüfung der Steuererklärungen eine riesige Zahl von Steuerbeamten benötigt. Die Kosten, die für diese volkswirtschaftlich überflüssigen Arbeiten anfallen, sind enorm.

Das Ganze könnte billiger und effizienter sein. Das heutige intransparente Steuersystem müsste durch eine sogenannte Flat Tax abgelöst werden. Bei dieser wäre der Steuersatz für alle Einkommen gleich. Durch einen relativ hohen Freibetrag würde eine Komponente eingeführt, die wesentlich sozialer wäre als die heutigen Sozialabzüge, von denen diejenigen mit einem hohen Einkommen am meisten profitieren. Hinzu käme, dass die Kapazitäten der Steuerberater, der Steueranwälte und des grössten Teils der Steuerbeamten für eine wirtschaftlich sinnvollere Tätigkeit freigesetzt würden. In einer Zeit, in der der schweizerischen Wirtschaft Fachkräfte fehlen, wäre dies ein wertvoller Beitrag zum Wirtschaftswachstum. Doch statt das Steuersystem zu vereinfachen, gibt es nur Bestrebungen, es mit

noch differenzierteren Sätzen oder mit neuen Steuern noch komplizierter und noch intransparenter zu machen.

### 2 — Bankenaufsicht

Vereinfachung müsste auch das Motto bei der Bankenüberwachung sein. Doch dieses Denken ist der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) fremd. Sie zieht es vor, ihre Organisation immer weiter auszubauen und die Bankaktivitäten mit einer Flut von Verordnungen bis ins letzte Detail zu regulieren. Wenn die Polizei den Verkehr so wie die Finma die Banken regulieren würde, müsste sie alle hundert Meter ein Radargerät aufstellen und neben jeden Autofahrer einen Aufpasser setzen.

Die Regulierungswut zwingt nicht nur die Finma, sondern auch die Banken dazu, immer mehr teure und überflüssige Stellen zu schaffen. Der Bereich Compliance, der dafür sorgen

muss, dass in einer Bank alle Vorschriften eingehalten werden, ist zu dem am schnellsten wachsenden Bereich geworden. Kleinere Banken sind wegen der damit verbundenen Kosten kaum noch überlebensfähig.

Statt Regulierungen zu erlassen, müsste die Finma dafür sorgen, dass für ein Fehlverhalten nicht die Bank, sondern die dafür

verantwortlichen Leute bestraft würden. Wenn nur die Banken Riesenbussen zahlen müssen, hat dies keine abschreckende Wirkung auf die einzelnen Mitarbeiter. Eine klare Zuordnung der Verantwortung wäre der bessere Weg zu einem integren Verhalten.

### 3 — Zuwanderung

Auch die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte sollte man über den Markt und nicht mit Regulierungen steuern. Indem das Recht, ausländische Arbeitskräfte anzustellen, versteigert würde, würden die Arbeitskräfte aus allen Ländern gleichbehandelt. Vor allem würden nur Arbeitskräfte in die Schweiz geholt, die einen substanziellen Beitrag zum Volkswohlstand leisten würden. Da wegen der Kosten weniger schlecht qualifizierte Arbeitskräfte in die Schweiz kämen, würde es zu Lohnerhöhungen bei den Schlechtverdienenden kommen. Dies wäre im Hinblick auf eine ausgeglichene Einkommensverteilung ein positiver Schritt.



# Spionage unter Freunden

Von Hansrudolf Kamer — Die deutsche Politik wird von einer neuen Spionageaffäre heimgesucht. Die Aufregung ist gross. In Amerika dagegen wird gelassen das Überwachungsregime revidiert.



Als die Deutschen letztes Jahr auf dem Höhepunkt der Empörung über Amerika den Chef der CIA-Operationen in Berlin auswiesen, geschah das mit erhobenem Zeigefinger. Es gebe,

meinte ein Regierungssprecher, eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in der Frage, wie Sicherheit und Freiheit auszubalancieren seien.

Gemeint war natürlich: mehr Freiheit in Deutschland als in Amerika. Das hätte nach erwähnter Logik weniger Sicherheit bedeuten müssen, was aber nicht speziell betont wurde. Nun ist es schon wieder so weit. Der Bundesnachrichtendienst (BND) steht im Verdacht, der National Security Agency (NSA) unerlaubte Helfersdienste geleistet zu haben.

Regen sich die Deutschen wieder einmal über das zweitälteste Gewerbe auf, das in anderen, «gesetzteren» Nationen mit einer angemessenen Dosis Heuchelei und Zynismus als selbstverständlich angesehen wird? Es scheint so. Der Kontrast zu Amerika ist besonders auffällig.

Der Zufall will es, dass in Washington die Revision des Patriot Act von 2001 angelaufen ist. Unter dem unmittelbaren Eindruck des grossen Terroranschlags von 9/11 legte das Gesetz die rechtlichen Grundlagen für das Abhören von Telefongesprächen und die Überwachung des digitalen Datenverkehrs.

Das Gesetz wurde periodisch abgeändert und verlängert – zum letzten Mal im Mai 2011 für weitere vier Jahre. Letzte Woche sandte das Justizkomitee des Repräsentantenhauses mit grosser überparteilicher Mehrheit eine Vorlage ins Plenum, die das Gesetz revidieren und insbesondere die Sammlung von Metadaten durch die NSA stark beschränken würde. Die Annahme im Haus ist sicher, im Senat noch nicht. Präsident Obama unterstützt den Vorstoss.

Hinter dem neuen Anlauf steht eine unheilige Allianz von Linksliberalen und Rechtsliberalen. Die politischen Extreme finden sich zum Schutz der Freiheit zusammen. Trotz eminenten europäischen Befürchtungen nach 9/11 ist Amerika keine Diktatur geworden und hat sich ein beträchtliches Ausmass an Freiheit bewah-

ren können. Die *checks and balances* funktionierten, und sie tun es noch.

Das Agieren ihrer Dienste sehen die meisten Amerikaner pragmatisch. Ein Beispiel ist die Meinungsumfrage nach Erscheinen des letztjährigen Reports über die handfesten CIA-Verhöre von Terroristen («Folter»-Bericht). Nicht weniger als 59 Prozent der Befragten hiessen die angewandten Methoden gut – nicht prinzipiell, aber unter gegebenen Umständen. Sollte es wieder zu einem vergleichbaren Terroranschlag in Amerika kommen, so kämen diese Methoden wohl auch wieder zur Anwendung.

Und in Deutschland? Die letzte Erregungswelle über den Datenstaubsauger NSA wurde ausgelöst, als bekannt wurde, dass auch das Handy der Bundeskanzlerin abgehört worden war. Sie war dann zu rhetorischer Hochform aufgelaufen mit der Bemerkung: «Ausspähen unter Freunden – das geht gar nicht!»

Diesmal geht es auch mehr um die Aktivitäten des hauseigenen Dienstes. Die NSA soll dem BND eine Liste von Suchwörtern übermittelt haben, die dann bei der Überwachung angewendet wurden. Diese Liste musste der BND «filtrieren», das heisst jene Suchwörter aussondern, die den gesetzlichen Bestimmungen in Deutschland widersprechen. Es durfte keine Überwachung deutscher Staatsbürger und Unternehmen zugelassen werden.

Das tönt einfacher, als es ist. Die schiere Masse der Daten, die von der NSA eingesammelt werden – entweder von ihr selbst oder von den «Partnerdiensten» –, ist so gross, dass eine wasserdichte Kontrolle praktisch unmöglich ist. Die automatische Trennung einer illegalen von einer legalen Suche hat ihre Tücken.

Nun entfacht die deutsche Politik wieder einen Riesenwirbel. Der SPD-Chef Gabriel greift heimtückisch die Kanzlerin an. Von Landesverrat ist die Rede, weil auch Deutsche betroffen sein könnten. Die BND-Abhörstation in Bad Aibling sei auch zum Ausspähen ranghoher Beamter des französischen Aussenministeriums, des Elysée und der EU-Kommission in Brüssel «missbraucht» worden.

## Deutsche Untersuchungswut

Die europäischen Nachbarn sehen das entspannter. Eine Stellungnahme aus Paris stellte nüchtern klar, die ganze Geschichte sei abgeschlossen und brauche nicht aufgewärmt zu werden. Die Amerikaner ihrerseits verweisen cool darauf, dass man selbstverständlich wissen müsse, was in Deutschland vorgehe. Schliesslich sei 9/11 in Hamburg geplant worden, und die deutsche Vergangenheit lasse ein gesundes Misstrauen grundsätzlich als sinnvoll erscheinen.

Bei der letzten Aufregung, als der CIA-Mann ausgewiesen wurde, machten die Briten klar: Wenn die deutsche Untersuchungswut sich weiter so austoben könne, werde man die Zusammenarbeit einstellen. Dann wäre zwar die deutsche Freiheit grösser, aber doch nicht ganz im Sinne des Erfinders. Die Überwachung der Überwachung der Überwachung kann auch übertrieben werden.



Die Überwachung der Überwachung der Überwachung kann auch übertrieben werden.

## Mitbestimmen und mitgestalten

Von Christoph Mörgeli

SP-Nationalrat Martin Naef, Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz, fordert, «dass die Schweiz in Europa eines Tages über Dinge mitbestimmen dürfte, von denen sie selber auch betroffen ist». Seine Vorgängerin, FDP-Nationalrätin Christa Markwalder, findet: «Die EU-Passivmitgliedschaft ist auf die Dauer keine Lösung. Nur wer dabei ist, kann auch mitbestimmen und mitgestalten.» Für Ex-Juso-Chef Cédric Wermuth soll die Schweiz als Integrationsprojekt «der Europäischen Union beitreten – da kann man dann wenigstens mitbestimmen.» Und SP-Nationalrat Eric Nussbaumer macht klar: «Linke Politik muss in Europa mitgestalten wollen.»

Mitbestimmen und mitgestalten. Auf dieses Ziel hin arbeiten die EU-Beitrittsfreunde in Bundesrat und Verwaltung. Offen sagen sie es erst, wenn sie ihre fetten Pensionen geniessen: So die alt Bundesräte Pascal Couchepin und Micheline Calmy-Rey sowie zahlreiche ehemalige Spitzenbeamte. Wenn wir dank institutioneller Bindung demnächst alles, was aus Brüssel kommt, abnicken müssen – so kalkulieren sie –, wird dies für die kolonisierte Schweiz rasch unwürdig. Die *Classe politique* wird sofort den Vollbeitrag fordern. Um mitzubestimmen und mitzugestalten.

Wie aber steht es tatsächlich ums Mitbestimmen und Mitgestalten in der Europäischen Union? Nennen wir ihre zwei Hauptprobleme des letzten Jahres: die Krim-Krise und die griechische Staatschuldenkrise. Inwiefern wurden hier die Mitgliedländer um Mitwirkung bei der Lösungsfindung gebeten? Nennen wir drei EU-Länder mit ähnlicher Bevölkerungszahl wie die Schweiz: zum Beispiel Österreich. Oder Schweden. Oder Bulgarien. Haben diese Mitgestalter bei der wirklich entscheidenden Polit-Agenda wirklich mitbestimmt?

In Wahrheit durften diese Länder die Versuche der Konfliktbewältigung nicht im Geringsten mitentscheiden. Es war die deutsche Kanzlerin Angela Merkel, die mit Putin telefonierte und eine «Fact-Finding-Mission» sowie eine Dialoggruppe ins Leben rief. Es war wiederum Merkel, die am 26. April vom griechischen Ministerpräsidenten Tsipras einen Anruf erhielt, man möge dringend einen Notgipfel für neue Rettungsgelder einberufen, um die drohende Staatspleite abzuwenden. Auch nach einem EU-Beitritt der Schweiz hat Berlin das Sagen. Es ist Angela Merkel, die gestaltet. Aber sicher nicht Christa Markwalder.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## SP-Wachtmeister Studer

Von Peter Bodenmann — Steigt der Negativzins auf drei Prozent? Werden unsere Banknoten nächstens abgestempelt?



Alle müssen ihr Gesicht wahren können: Bankratspräsident Jean Studer (SP).

Die Panik auf der «Titanic» nimmt zu. Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat mit ihrem Fehlentscheid vierzig Milliarden in den Sand gesetzt. Trotz erneuter Interventionen kommt der Euro nicht über Fr. 1.05 hinaus. Und der Dollar – der grosse Hoffnungsträger – wird entgegen allen Erwartungen nicht stärker, sondern schwächer. Es geht nachweislich auch anders: Im Gegensatz zur Schweiz hat das kleine Dänemark den Währungsspekulanten erfolgreich die Stirn geboten.

Überall werden Investitionen gekürzt. Immer mehr Unternehmen verfügen Personalstopps. Zehntausende von Lohnabhängigen leisten gratis Überstunden. Deshalb beginnt sich der Wind zu drehen. Die NZZ titelte letzten Samstag: «Planspiele für Franken-Notfall». Offenbar überlegt sich die Nationalbank, den Negativzins auf drei Prozent zu erhöhen. Und um ein Ausweichen auf Barmittel zu verhindern, müssten Banknoten künftig jedes Jahr neu abgestempelt werden.

Der Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes – der auch im Bankrat der Nationalbank sitzt – fordert imperativ die Wiedereinführung des Mindestkurses. Die NZZ gibt in ihrer Auslegeordnung zu bedenken: «Ein neuer Mindestkurs [...] wäre wohl angesichts der Aufgabe der früheren Kursgrenze wenig glaubwürdig und müsste mit heftigen Marktattacken rechnen.»

Wer hat recht? Beide. Jeden Tag bewegen die Währungsspekulanten weltweit sechs Billionen Franken. Vor diesen Währungsspekulanten haben Jordan, Zurbrügg und Danthine zum Nulltarif kapituliert. Mit diesen Trio kann niemand einen neuen Mindestkurs durchsetzen. Weil es – im Gegensatz zu den Dänen – jede Glaubwürdigkeit verloren hat.

Der Bankrat hat seinerzeit Thomas Jordan dem Bundesrat einstimmig zur Wahl vorgeschlagen. Der einstimmige Bankrat müsste dem Bundesrat heute ein erneuertes Direktorium vorschlagen. Vielleicht müsste er sogar Philipp Hildebrand von der Strafbank holen.

Absetzen ist genauso unschweizerisch wie Wiedereinsetzen. Alle müssen ihr Gesicht wahren. Deshalb ist jetzt SP-Genosse Jean Studer gefordert, der seit einiger Zeit den Bankrat der Nationalbank präsidiert. Thomas Jordan muss irgendwie nach oben wegbefördert werden: in die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich oder in den IWF. Nur mit einem neuen Nationalbankpräsidenten gibt es einen neuen Mindestkurs von mindestens Fr. 1.15. Bereits im Herbst wird keine Partei mehr die Aufhebung des Mindestkurses verteidigen. Bis dann werden immer mehr Politiker und Redaktoren begreifen, dass Geld zur Verteidigung des Mindestkurses zu drucken ein gutes Geschäft war.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Alles wie früher

Von Kurt W. Zimmermann — Der Misserfolg von Twitter zeigt uns, dass auch in der neuen Medienwelt nicht alles neu ist.

Auch nach seinem Abgang vom Tennisplatz ist Boris Becker für eine Topleistung gut. Er liegt vorne, wenn Internetportale eine spezielle Umfrage starten. Es ist die Umfrage, wer den dümmsten Tweet aller Zeiten abgeschickt hat.

Becker ist top. Per Twitter gratulierte er Kanzlerin Angela Merkel zu einer Ehre, die sie nie bekommen hatte. Wörtlich twitterte er: «Grosser Bewunderer von Angela Merkel! Ich bin sehr stolz und werde Patriot, als sie Friedensnobelpreis gewonnen hat!!!»

Becker verbreitete seine Message morgens um zwei. Das lässt leichte Rückschlüsse auf den temporären Promillegehalt des Absenders zu.

Ob benebelt oder nüchtern. Twitter ist in den Social Media sicherlich die Plattform, auf der am meisten Nonsens in die Welt hinausposaunt wird. 24 Stunden am Tag verbreiten die Nutzer hier Informationen und Einsichten, genauso häufig aber auch Gerüchte, Diffamierungen, Halbwahrheiten und Käse.

Twitter ist ein Kurznachrichtendienst. Die Botschaften der Nutzer haben maximal 140 Anschläge. Doch mit knappen 140 Anschlägen kann man mehr Blödsinn verbreiten als mit den 15000 Anschlägen, die Platz auf einer Zeitungseite haben.

«Ich könnte alle Südkoreaner verprügeln. Geht euch alle abfackeln, ihr Bande von Mongoloiden!», twitterte etwa der Schweizer Profifussballer Michel Morganella nach einer Länderspiel-Niederlage. Er wurde aus dem Team ausgeschlossen.

Achtzig Prozent der Tweets erfolgen mobil, meist über Smartphones. Das steigert die Leichtfertigkeit der Kommunikation. Man sitzt im Bus oder in der Bar, wird dabei von einem spontanen Gedanken gestreift, drückt auf die Tastatur, und schwups, schon verbreitet sich der Geistesblitz tausendfach multipliziert um die Welt.

Genauso schnell wie die Tweets sind auf Twitter darum die «Sorrys» für die Tweets. SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer etwa unterstellte einem Fraktionskollegen Mafia-Methoden. Sie tat es gegen Mitternacht. Sie entschuldigte sich umgehend. Sie habe den falschen Knopf gedrückt.

Soeben hat auch Twitter selbst die Dynamik des eigenen Geschäftsprinzips erfahren. Ein einzelner Tweet verbreitete, dass das Unternehmen die eigenen Ziele verfehlt habe. Sechs Sekunden danach stürzte der Börsenkurs um



Informationen und Einsichten, Gerüchte und Käse.

zwanzig Prozent ab und büsste sieben Milliarden an Marktwert ein.

Twitter ist aber mehr als ein Schnellschuss-System. Es ist auch eine Informationsplattform, auf der sich wertvolle Inhalte so verdichtet wie sonst nirgendwo finden. Es ist auch eine intellektuelle Kampfzone. Man streitet sich über öffentliche Belange, man diskutiert politische Themen. Man diskutiert kontrovers, Konflikte sind erwünscht.

Twitter ist hinter Facebook die Nummer zwei der Social Media. Facebook ist der unverbindliche Gegenentwurf. Hier sucht man Freundschaften, tauscht Ferienbilder aus und teilt Partyvideos. Privates verdrängt Öffentliches. Konfrontation ist unerwünscht.

Twitter hingegen ist eine erweiterte Form von Journalismus. Genau deswegen hat die Plattform Probleme. Twitter hat dreihundert Millionen monatliche Nutzer und macht 1,4 Milliarden an Werbeeinnahmen. Facebook hat dreimal so viele Nutzer, macht aber zehnmal so viel an Werbeeinnahmen. Twitter wächst langsam und schreibt Verluste, Facebook wächst schnell und schreibt hohe Gewinne.

Wir erleben damit eine interessante Differenzierung auch innerhalb der Social Media. Auch in der neuen Medienwelt haben es die Informationsanbieter ungleich schwerer als die Partyveranstalter.

Irgendwie kennen wir das schon von früher.

# 50:35

Von Beatrice Schlag — Die unwiderstehliche Zauberformel.

Viele nennen es tatsächlich sündigen. Andere, denen der liebe Gott und seine Gebote noch etwas vertrauter sind, zucken bei der Wortwahl etwas zusammen. Aber alle wissen, was gemeint ist, wenn ihnen jemand gesteht, er oder sie habe wieder einmal gesündigt: Der innere Kalorienzähler war tief in den roten Bereich geschneilt. Schuld ist meist eine Tüte Knabberzeug, deren Inhalt schneller weggeputzt wird, als ein normaler Mensch denken kann. Die Sünde besteht darin, dass der Hunger längst gestillt ist und man trotzdem wieder und wieder in die Tüte greifen muss. Selbst dann, wenn man das Zeug nicht besonders gern hat.



Deutsche Wissenschaftler, die sich mit der Snack-Völlerei beschäftigen, glauben nun, eine Zauberformel für das Phänomen gefunden zu haben: 50:35. Bei Naschwerk, das 50 Prozent Kohlehydrate und 35 Prozent Fett enthält, setzt die Futterkontrolle aus. Nicht nur beim Menschen. Auch Laborratten überfressen sich daran mit gierigem Heiss hunger. Falls Sie rätseln, um welche Produkte es sich genau handelt, brauchen Sie nicht weit zu suchen. Es sind genau die, die Ihnen in den Sinn kommen: Schokolade, Nougat-/Nussmischungen, Kartoffelchips, die luftigen Maismehl-Engerlinge mit dem Erdnussgeschmack und ausserdem mehr oder weniger alle anderen Snack-Angebote, die auf dem Supermarktregal in Reichweite der Kartoffelchips stehen. Über die Gründe, warum ausgerechnet die 50:35-Produkte zur Suchtformel wurden, während etwa Karotten oder Gorgonzola unsere Essbremse keineswegs blockieren, sind sich die Forscher noch nicht im Klaren. Lange hatte man vermutet, dass der Mensch generell auf alle kalorienreichen Lebensmittel erpicht sei – evolutionsbedingte Hinterlassenschaft aus nahrungsarmen Zeiten. Aber dem ist nicht so. Niemand stopft Mettwurst in sich hinein, bis ihm schlecht wird. Während das Fett in der 50:35-Formel der Sättigung dient, sehen Forscher den Vorteil des hohen Kohlehydrat-Anteils darin, dass Kohlehydrate sehr rasch zu Traubenzucker abgebaut werden, dem wichtigsten Brennstoff für das menschliche Gehirn. Aber offenbar nicht schnell genug, um «Schluss jetzt!» denken zu können.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in einem vornehmen Herrenbekleidungsgeschäft vom Verkaufspersonal verlangen, das soeben erworbene Businesshemd von den zig Stecknadeln, der Kartoneinlage, dem Plastikkragen und von sonstigen unsinnigen Verpackungsutensilien zu befreien?

*Michel Bösiger, Solothurn*

Gewiss darf man das. Denn diejenigen, die Ihnen das schöne Hemd verkaufen, mögen diese Verpackungs- und Präsentationsmaterialien ebenso wenig wie Sie. Sie machen das Leben «an der Front» nur unnötig kompliziert. Das Zeug lässt sich nie wieder verwenden. Doch die Hemdenhersteller liefern ihre Produkte nun einmal am liebsten so aus, weil sie sich mit den Kartons, Kragenringen, dem Raschelpapier und den Stecknadeln bzw. Klammern am schönsten präsentieren. Bedenken Sie: Nur wenn Ihr Hemd derart ordentlich verpackt bereitliegt, können Sie sicher sein, dass es nicht schon einer vor Ihnen probiert hat. Der ganze Plunder ist also eine Art Beweis für die Jungfräulichkeit des Hemdes.

*Jeroen van Rooijen, Stilkritiker und Mitbegründer des Herrengeschäfts AP & CO in Zürich.*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die europäischen, vor allem aber die afrikanischen Führer sollten zur Verantwortung gezogen werden.» *Christopher Zurschmiede*



«Steuert Europa nicht wie ein blindes Schaf in den Abgrund»: *Weltwoche*-Titelbild von letzter Woche.

### Weniger Kinder

Nr. 18 – «Abriegeln!»; Berichterstattung zur Massenflucht in Richtung Europa von Urs Gehrig, Pierre Heumann, Wolfgang Koydl, Roger Köppel, Alex Reichmuth, Peter Ruch und Markus Schär

Die zügellose Masseneinwanderung aus dem afrikanischen Kontinent hat ihre Wurzeln in der unkontrollierbaren Bevölkerungsexplosion und in der Unfähigkeit beziehungsweise dem Unwillen der afrikanischen Regierungen zur Geburtenkontrolle. Wie kann ein Staat seinen Bürgern eine gesicherte Zukunft bieten, wenn für die Menschen, die auf die Welt kommen, zu wenig Infrastruktur und später nicht genug Arbeitsplätze vorhanden sind? Es ist wohl nachvollziehbar, dass Menschen ohne Zukunftsperspektive in das gelobte, reiche Europa ausweichen in der Hoffnung auf eine bessere Existenz. Die europäischen, vor allem aber die afrikanischen Führer sollten zur Verantwortung gezogen werden. Denn es liegt auf der Hand, dass als Reaktion auf die ungebremste Immigration der Rechtsradikalismus zunehmen wird und das Chaos in Europa programmiert ist.

Es braucht endlich Anreize für die lokale Bevölkerung, die Kinderzahl zu reduzieren. Bei einer derart rasant wachsenden Bevölkerung Hunger und Armut bekämpfen zu wollen, ist reine Utopie (zum Beispiel Nigeria mit einem Bevölkerungswachstum von 7 Millionen pro Jahr). Die Atombombe entfaltet ihre Sprengkraft durch Kernspaltung, die Menschheit

durch die Bevölkerungsexplosion. Die Zerstörungskraft der «Bevölkerungsbombe» ist grösser und nachhaltiger. Die vom türkischen Staatspräsidenten Erdogan gemachte Aussage, die Waffe des Islam liege in den Lenden seiner Frauen, sollte auch die verträumtesten Humanisten aus ihrem Dornröschenschlaf reissen. Es gilt der Weckruf an unsere Politiker: «Wacht endlich auf, stellt euch den Tatsachen. Steuert Europa nicht wie ein blindes Schaf in den Abgrund.» *Christopher Zurschmiede, Trogen*

Sind die Flüchtlinge in ihren Schlepperbooten auf dem Mittelmeer, gibt es für sie kein Zurück mehr, und wenn sie die Überfahrt überleben, kommen sie zu den Abertausenden Flüchtlingen, die in Italien auf Asyl warten. Ein unhaltbarer Zustand. Im Artikel wurde erörtert, ob die Flüchtlinge in grosse Camps zurückgeführt werden könnten, wobei zur Frage stand, ob die betreffenden Staaten solche Camps wirklich zulassen würden.

Nun hat die *Weltwoche* letztes Jahr von Somaliland berichtet, einer Präsidialrepublik, welche sich 1991 nach den Bürgerkriegen in Somalia für unabhängig erklärt hat und fast dreieinhalbmal so gross ist wie die Schweiz, dünn besiedelt, aber mit sehr grossem Entwicklungspotenzial, ideal für die Flüchtlinge, in ihrem eigenen Kulturumfeld eine neue definitive Existenz aufzubauen. Allerdings ist diese Republik von der internationalen Gemeinschaft noch nicht anerkannt. Sollt sich Somaliland zur Aufnahme dieser Flüchtlinge



bereit erklären, käme eine konzentrierte Hilfsaktion zustande, und die Republik müsste sicher nicht mehr lange auf die Anerkennung der Gemeinschaften warten. *Oliver Senn, Riehen*

Haben sich die EU-Technokraten in Brüssel und das Justiz- und Polizeidepartment von Frau Sommaruga auch mal Gedanken darüber gemacht, weshalb es die Flüchtlinge aus den problematischen Regionen immer nach Europa zieht und nicht in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten USA, wo die Freiheit grenzenlos ist? Die Flüchtlinge stammen alle aus Ländern, die von den USA aus militärischen, wirtschaftlichen und geopolitischen Gründen seit Jahren systematisch destabilisiert werden. Dort, wo die USA sich einmischten, haben sie jeweils Terror, Chaos, Tod, Zerstörung und eine verzweifelte Bevölkerung zurückgelassen (Afghanistan, Irak, Libyen, Libanon, Syrien, Ägypten, Tunesien und so weiter). Die USA tolerieren bekanntlich keine ihnen mindestens ebenbürtige Macht, sei dies in wirtschaftlicher, militärischer oder politischer Hinsicht. Deshalb sind ihnen Europa und China ein Dorn im Auge. *Andreas Spreng, Solothurn*

#### Wer die Freiheit nicht erträgt...

Nr. 18 – «Das sanfte Antlitz der Zensur»; Christian Huber über die Meinungsäusserungsfreiheit

Als Schriftsteller und Mitglied des PEN-Clubs halte ich mich an die Bundesverfassung Art. 16 Abs 2: «Jede Person hat das Recht, ihre Meinung frei zu bilden und sie ungehindert zu äussern und zu verbreiten.» Und nicht an Gesetze, deren Macher sich einbilden, über der Verfassung zu stehen. Dasselbe gilt für das deutsche Grundgesetz Art. 5 Abs. 1: «Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äussern und zu verbreiten. [...] Eine Zensur findet nicht statt.» Wer diese Freiheit nicht erträgt, möge die Verfassung ändern. *Erich von Däniken, Beatenberg*

#### Bei Hillary geht es um Hillary

Nr. 17 – «Grosi Hillary»; Kolumne von Beatrice Schlag

Die Autorin äussert sich zu Hillary Clintons Präsidentschaftskandidatur optimistisch und meint, «Grosi Hillary» sei bestens geeignet für das hohe Amt, sei quasi eine Trumpfkarte der Weiblichkeit. Sie vergleicht sie mit weltbekannten und bewährten Politikerinnen wie Golda Meir und Margaret Thatcher. Die beiden Damen würden sich wohl im Grab umdrehen, hatten sie sich doch vor allem für das Wohlergehen ihres Landes und dessen Bevölkerung eingesetzt.

Bei Hillary hingegen geht es um Hillary. Dazu sind ihr alle Mittel recht. Ihren Worten ist nicht zu trauen. Durch juristische Gymnastik und eine ihr hörige Presse gelingt es ihr immer wieder, auftauchende Skandale im Keim zu ersticken. Um Hillary Clinton zu zitieren, heisst es

dann vielleicht ganz einfach: «What difference does it make?» Politisches Geschick ist keine Frage des Geschlechts und auch nicht der Rasse, wohl aber der Integrität. Möge die amerikanische Bevölkerung dieser grossen Herausforderung gewachsen sein bei den nächsten Präsidentschaftswahlen. *Ruth Mäder, Appenzell*

#### Vorzeigeartikel

Nr. 17 – «Amal vs. Angie»; Urs Gehrig über Amal Clooney und Angelina Jolie

Ihr wunderbar sarkasmusgesättigter, schneidend richtiger Vorzeigeartikel ist lesenswert! Man kann, Gott sei Dank, die *Weltwoche* weiter abonnieren. *A. Schanz, Overijse (Belgien)*

Toller, witziger und für meine Weiterbildung selbstverständlich unverzichtbarer Aufsatz. Doch ich hätte den vorletzten Absatz gerne ohne die Hilfe von Wikipedia verstanden. Danke trotzdem. Es machte Spass. *Hanna Willmann, Basel*

#### Weltwoche allgemein

Ich stelle immer wieder fest, dass die *Weltwoche* in diesen turbulenten Zeiten – ohne klare Vision unserer Obrigkeit! – ein äusserst wichtiges Sprachrohr ist. Deshalb sollten wir *Weltwoche*-Leser dabei behilflich sein, dass ihre Aufrufe, ihre Botschaften und ihre Analysen ein breiteres Publikum erreichen! Wie wäre es, wenn jeder Leser zusätzliche Mitleser rekrutieren würde? *Kurt Buehlmann, Aubonne*

#### Korrigenda

Im Artikel «Ewiger Bruderzwist» (Nr. 17/15) über die Ursprünge des sunnitisch-schiitischen Konflikts ist es aufgrund einer Kürzung zu einem Fehler gekommen: Die Kamelschlacht von Basra (656 n. Chr.) wurde nicht von Aischa, sondern von Ali gewonnen. Aischa wurde zunächst gefangen gehalten, dann aber nach Medina entlassen. Ali wurde erst fünf Jahre später ermordet. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000  
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000  
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:  
[info@stellen-anzeiger.ch](mailto:info@stellen-anzeiger.ch)

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80

# Die Weisheit des Volkes

Die Schweizer Stimmbürger nutzen Initiativen, um dem politischen Betrieb Beine zu machen: Mal in der Ökologie, mal im Strafrecht, mal wider die Masslosigkeit beim Zweitwohnungsbau oder bei der Zuwanderung. Es sind konservative Impulse gegen obrigkeitliche Masslosigkeit. *Von Peter Keller*



*Wichtiges demokratisches Ventil:* Einreichung der «Durchsetzungsinitiative» der SVP.

Die Angriffswelle gegen die direkte Demokratie rollt weiter. Sie heisst jetzt einfach, in Watte gebauscht, «Reform». Der von der Wirtschaft finanzierte Think-Tank Avenir Suisse will «die Volksinitiative reformieren», das CVP-nahe Europa-Forum in Luzern setzt immerhin noch ein höfliches Fragezeichen, indem es im Rahmen seiner Tagung anmahnt: «Braucht die Schweizer direkte Demokratie Reformen?» Beide beklagen die «Flut von Initiativen» und fordern höhere Hürden. Avenir Suisse möchte die Zahl der benötigten Unterschriften von heute 100 000 auf 200 000 verdoppeln.

Nicht die «Flut» der Initiativen sorgt für Unmut im politischen Betrieb, sondern die Tatsache, dass viel mehr Volksbegehren eine Mehrheit an der Urne finden als früher. Seitdem das Initiativrecht 1891 eingeführt worden war, stimmten Volk und Stände insgesamt 22-mal einer Initiative zu, wobei seit 2000 allein zehn

Initiativen angenommen wurden: Beitritt zur Uno (2002), lebenslange Verwahrung von Extremstraftätern (2004), Lebensmittel nur aus gentechnikfreier Landwirtschaft (2005), Unverjährbarkeit von Sexualstraftaten an Kindern (2008), Minarettverbot (2009), Ausschaffung krimineller Ausländer (2010), Zweitwohnungsinitiative (2012), «Abzocker»-Initiative (2013), «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen» (2014) und schliesslich die Masseneinwanderungsinitiative (2014).

## **Volksinitiativen fallen nicht vom Himmel**

Die vermehrte Zustimmung zu Volksinitiativen zeigt eines: Der Graben zwischen der Politik in Bundesbern und der Bevölkerung vertieft sich. Eigentlich ein Alarmzeichen. Mit höheren Hürden und Einschränkungen wird diese Entfremdung indes nicht behoben, sondern ein wichtiges demokratisches Ventil

unterdrückt. Zudem zeigt eine Gesamtschau der angenommenen Initiativen, dass die Be-

---

## **Es geht um die Unabhängigkeit des Souveräns in seinen Entscheidungen.**

---

völkerung einem Seismografen gleich auf Missstände oder Fehlentwicklungen reagiert – oft früher und konsequenter als die Politik.

Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre bahnten sich vor allem ökologische Anliegen ihren Weg über die Volksinitiative. Gleich drei Mal hintereinander fanden solche eine Mehrheit: 1987 zum Schutz der Moore (Rothenthurm-Initiative), 1990 die Initiative «Stopp dem Atomkraftwerkbau» (Moratorium), 1994 der Alpenschutzartikel. Inzwischen gehört Nachhaltigkeit längst zum guten Ton und in jedes

Gesetz. Auch da zeigt die Bevölkerung ein gutes Gespür: Wenn ökologische Forderungen zu extrem werden, gibt's an der Urne die rote Karte, wie zuletzt bei der grünliberalen Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer», die mit 92 Prozent Nein-Stimmen kompostiert wurde.

Volksinitiativen fallen in der Regel nicht vom Himmel, sondern greifen reale politische Missstände auf. Auf die ökologischen Initiativen folgten ab 2000 Korrekturen im Bereich Strafrecht beziehungsweise Strafvollzug. Die von links geprägte, täterorientierte Rechtsprechung sorgte schon länger für Unverständnis in der Bevölkerung. Eine Zäsur bildete der Fall Pasquale Brumann 1993. Die Zwanzigjährige wurde in einem Waldstück der Zürcher Vorortsgemeinde Zollikerberg brutal ermordet. Der Täter war Erich Hauert, ein Serienvergewaltiger, der zudem zwei Sexualmorde begangen hatte. Trotzdem bekam Hauert im therapiefixierten Zürcher Strafvollzug jener Jahre Hafturlaub. Verantwortlicher Justizdirektor war der spätere Bundesrat Moritz Leuenberger (SP). Er hatte die Urlaubspraxis trotz Warnungen beibehalten. Im Nachgang zum Mord am Zollikerberg wurde per Volksinitiative die lebenslange Verwahrung nicht therapierbarer, extrem gefährlicher Sexual- und Gewaltstraf-täter gefordert. Mit Erfolg – obschon nur die SVP die aus Opferkreisen stammenden Initiativen unterstützt hatte.

### Mehrheiten gegen Masslosigkeit

Auf die Verwahrungsinitiative folgten drei weitere Verschärfungen im Strafrecht: 2008 die Unverjährbarkeitsinitiative, 2010 die Ausschaffungsinitiative, 2014 das Verbot für Pädophile, mit Kindern arbeiten zu dürfen. Eine kleine Fussnote: Moritz Leuenberger gehört heute in die Riege prominenter Kritiker der direkten Demokratie. Er vermisst den «verantwortungsbewussten Citoyen», stattdessen werde vornehmlich über die Classe politique geschimpft. Auch Leuenberger glaubt, durch Geld könne man «das Abstimmungsverhalten der Leute beeinflussen» (siehe nebenstehenden Artikel).

Inzwischen schafft eine neue Gruppe von Anliegen Mehrheiten in der Bevölkerung. Sie ist politisch weniger einfach zu verorten als die ökologischen Initiativen von links und die Strafrechtsverschärfungen von rechts. Man könnte von einem konservativen Impuls sprechen, der sich gegen verschiedene Formen der Masslosigkeit wendet: Er richtet sich gegen den «uferlosen Bau von Zweitwohnungen» (2012), gegen die «Abzockerei» in der Wirtschaft (2013) und jüngst gegen die unbegrenzte Zuwanderung (2014). Die Bevölkerung folgt mal den Parolen des links-grünen Lagers, mal den Forderungen der Rechtskonservativen. Das hat nichts mit Unberechenbarkeit zu tun, wie nun die Kritiker der direkten Demokratie sagen. Sondern mit der Unabhängigkeit des Souveräns in seiner Entscheidungsfindung. ○



Denn sie wissen, was sie tun: Landsgemeinde in Glarus.

## Im Zweifel besser

Mythen und Wahrheit zur direkten Demokratie. Eine Entgegnung auf sieben gängige Vorurteile.

Von Markus Freitag und Adrian Vatter

Die direkte Volksmitsprache ist en vogue. Um der wachsenden Entfremdung zwischen Politik und Gesellschaft entgegenzutreten, verfolgt der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann in Baden-Württemberg eine «Politik des Gehörtwerdens» und engagiert sich für den Ausbau direktdemokratischer Rechte. Schottlands Referendum zur Unabhängigkeit wurde nicht nur in Grossbritannien als grosser Moment der politischen Selbstbestimmung gefeiert. Und die Europäische Union schmückt sich seit 2012 im Vertrag von Lissabon mit der Europäischen Bürgerinitiative als einem europaweiten Instrument zur Bürgerbeteiligung.

Während die Welt rund um die Schweiz offensichtlich dem Charme der Volksrechte erliegt, vernehmen wir im Mutterland der direkten Demokratie in jüngster Zeit vermehrt kritische Stimmen. Angetrieben von der gegenwärtigen Initiativenflut fordern Teile der Öffentlichkeit, Wissenschaft und Think-Tanks ein Zurechtstutzen der Volksrechte. Im Zuge der einzelnen Voten zum Für und Wider der direkten Demokratie werden jedoch oft Behauptungen aufgestellt, die einer näheren Überprüfung nicht unbedingt standhalten.

**Vorurteil 1: Zu tiefe Unterschriftenzahl** — Zunächst heisst es, dass eine wirkungsvolle Reform zur Eindämmung von Volksinitiati-

ven nicht um die Erhöhung der Unterschriftenzahl herumkommt. Je höher diese Hürde gewählt wird, umso weniger gross ist der Anreiz zur Lancierung einer Initiative. Doch so einfach ist das nicht. Mag das Ergreifen direktdemokratischer Instrumente auch noch so den parteipolitischen Ränkespielen und verbandlichen Sonderinteressen dienen, das Drehen an der Unterschriftenschraube verspricht mit Blick auf die innerschweizerischen Verhältnisse wenig Erfolg. Hier gibt es neben Kantonen mit sehr hohen Barrieren und einer Vielzahl an Abstimmungen auch Stände mit niedrigen Hürden, wo aber sehr wenige Initiativen in Gang gesetzt werden. Die beabsichtigte Wirkung einer möglichen Reform würde also wohl weitgehend verpuffen, stattdessen aber einen unschönen Nebeneffekt erzielen, wenn sich nur noch finanz- und zahlungskräftige Organisationen das Sammeln von Unterschriften leisten könnten.

**Vorurteil 2: Die Stimmbürger sind überfordert** — Ein zweites Vorurteil gegenüber der direkten Demokratie lautet, dass die mitunter komplexen Sachgeschäfte den Stimmbürger schlichtweg überfordern. Mit dem Fingerzeig auf die Masseneinwanderungsinitiative verwies unlängst der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck auf die hohen Anforderungen

## Käuflichkeit von Abstimmungen

Propagandaaufwand im Vergleich

VORLAGE (Abstimmungsjahr)	Schätzung Kampagnenaufwand in Franken		Ja-Stimmen-Anteil in %
	Pro-Seite	Kontra-Seite	
EWR (1992)	20,0 Mio.	20,0 Mio.	49,7
Genschutzzinitiative (1998)	3,0 Mio.	35,0 Mio.	33,3
Volksinitiative «Ja zu Europa» (2001)	1,4 Mio.	1,2 Mio.	23,2
Elektrizitätsmarktgesetz (2002)	7,5 Mio.	0,5 Mio.	47,4
Schengen/Dublin (2005)	4,2 Mio.	1,0 Mio.	54,6
Freizügigkeitsabkommen (2005)	10,0 Mio.	1,0 Mio.	56,0
Änderung Asylgesetz (2006)	4,9 Mio.	4,05 Mio.	67,8
Unternehmenssteuerreform-Gesetz (2008)	6,8 Mio.	0,25 Mio.	50,5
Minarettverbot (2009)	1,8 Mio.	0,3 Mio.	57,5
BVG-Mindestumwandlungssatz (2010)	5,4 Mio.	1,2 Mio.	27,3

QUELLE: MILIC/ROUSSELOT/WÄTTER 2014

*Je abstrakter das Thema, desto erfolgreicher die Propaganda.*

der direkten Volksmitsprache und die damit einhergehenden Gefahren, «wenn die Bürger über hochkomplexe Themen abstimmen». Unterschiedlichen Herangehensweisen zum Trotz liefert die Forschung aber beständig Hinweise über die Aufgeklärtheit der Schweizer Stimmbürger bei Sachabstimmungen. Schlecht Informierte und wenig Kompetente machen lediglich zwischen einem Viertel und einem Drittel der Stimmbürgerschaft aus. Die Vorlagenkompetenz hängt dabei freilich stark vom politischen Interesse und dem Bildungsgrad des Einzelnen sowie vom konkreten Thema ab. Wird über alltagsferne und technisch anspruchsvolle Fragen wie etwa über die Spezialfinanzierung des Luftverkehrs abgestimmt, ist der Anteil schlecht Informierter überdurchschnittlich hoch. Bei umstrittenen aussenpolitischen Fragen wie dem Uno-, EWR- oder EU-Beitritt liegt der Anteil der wenig Kompetenten indes nur bei 20 Prozent. Grundsätzlich scheint die Abstimmungsdemokratie also auf einem soliden Fundament gut informierter Bürger zu stehen: Denn sie wissen, was sie tun!

**Vorurteil 3: Käuflichkeit der Demokratie** — Eine dritte Behauptung bezieht sich auf die «Käuflichkeit» von Abstimmungen. Der ehemalige Economiesuisse-Präsident Ueli Forster verwies vor Jahren auf diesen Zusammenhang, als er klarmachte, dass sein Verband stets so viel Geld einsetzen werde, «wie nötig ist, um die Abstimmung zu gewinnen». In der Tat zeigen Studien zum Kampagnenaufwand, dass der Erfolg häufiger dem Meistbietenden zufällt. Gleichzeitig liefert die sonntägliche Abstimmungsgeschichte aber auch zahlreiche Gegenbeispiele (Elektrizitätsmarktgesetz [EMG], «Ja zu Europa!»-Initiative, BVG-Umwandlungssatz oder «Abzocker»-Initiative). Die Beziehung zwischen Abstimmungsergebnis und Propagandamittel scheint also we-

sentlich vielschichtiger und wird durch die Themenvertrautheit und den Elitekonsens mitbestimmt. Propagandaeffekte stellen sich meist dann eher ein, wenn das Thema abstrakt, wenig vertraut und nicht stark umstritten ist. Ein Beispiel liefert die aktuelle Vorlage zur Präimplantationsdiagnostik. Gleichzeitig können die investierten Kampagnenmittel bei einem knappen Ausgang durchaus auch mal ausschlaggebend sein.

**Vorurteil 4: Initiativen blockieren die Wirtschaft** — Das vierte Vorurteil nimmt die ökonomischen Niedergangsszenarien ins Visier. Vor knapp einem Vierteljahrhundert reklamierten die Ökonomen Borner, Brunetti und Straubhaar den wirtschaftlich negativen Einfluss der Interessengruppen bei Volksabstim-

## Überforderung der Stimmbürger

Informiertheit und Kompetenz

POLITIKFELD	Anteil der schlecht Informierten in %
Landwirtschaftspolitik	36%
Institutionelle Reformen	33%
Fiskal- und Finanzpolitik	32%
Sozialpolitik	28%
Kultur- und Bildungspolitik	26%
Umwelt-, Verkehrs- und Energiepolitik	22%
Aussenpolitik	20%

*Die Abstimmungsdemokratie steht auf einem...*

mungen, der die Schweiz «vom Sonder- zum Sanierungsfall» verkommen lasse. Fakultative Referenden blockierten dringend notwendige Revitalisierungs- und Deregulierungsprogramme, und Initiativen würden die unternehmerische Freiheit und Innovationskraft beschneiden. Gerade die Annahme der «Abzocker»- und der Masseneinwanderungsinitiative hat dieser Sichtweise in jüngster Zeit wieder Auftrieb gegeben.

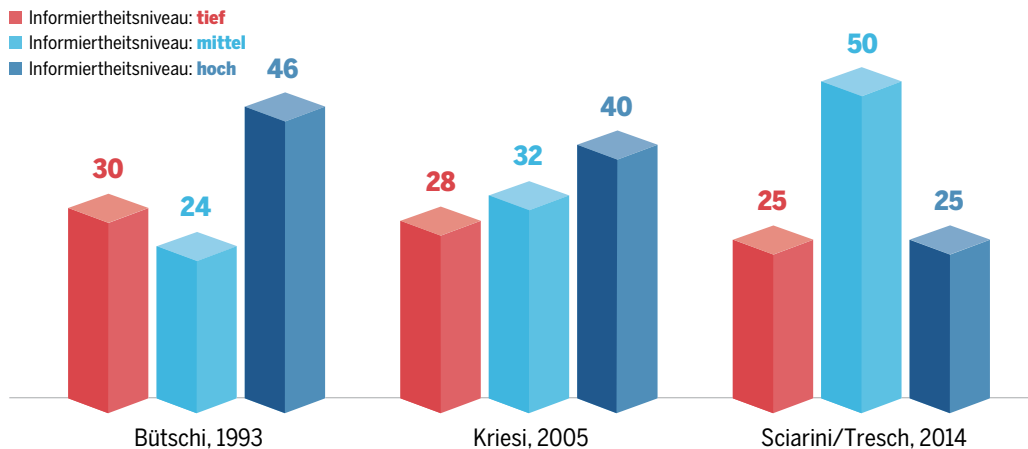
Die in Wirtschaftskreisen durchaus populäre Sichtweise steht wissenschaftlich allerdings weitgehend auf verlorenem Posten. Die grosse Mehrheit an in- wie ausländischen Studien zu Kantonen oder zu US-Bundesstaaten weist für Gemeinwesen mit ausgebauten Volksrechten eine geringere Steuerbelastung, eine höhere Steuermoral, weniger



*Charme der Volksrechte:* Unterschriftensammlung für die Initiative «Schutz vor Passivrauchen».

## Überforderung der Stimmbürger

Informiertheit der Stimmbürger gemäss unterschiedlicher Studien, in Prozent



QUELLEN: MILIC/ROUSSELOT/VATTER, (2014: 276), KRIESI (2005), BÜTSCHI (1993) UND SCIARINI/TRESCH (2014)

...soliden Fundament gut informierter Bürger.

Schulden, geringere Staatseinnahmen und -ausgaben und eine höhere Wirtschaftskraft auf. Mit anderen Worten: Die direkte Demokratie führt zu einer besseren wirtschaftlichen Performanz.

**Vorurteil 5: Direkte Demokratie macht glücklich** — Eine fünfte Behauptung schreibt der direkten Demokratie eine Anleitung zum Glückseligkeit zu. Gemäss dem Zürcher Ökonomen Bruno S. Frey verschieben die Volksrechte politische Entscheidungen näher an die Präferenzen der Bevölkerung, was die Bürger zufriedener macht. Zudem wirke allein das Wissen um die direkte Teilnahme am politischen Prozess stimulierend auf unsere Lebenshaltung. Allerdings zeigen neuere Studien, dass den glücksbringenden Kräften der direkten Demokratie bei vertieften empirischen Überprüfungen sehr schnell die Puste ausgeht.

Obschon die Bürger ihre Glückseligkeit zu meist unabhängig von den Volksrechten erzielen, verhilft eine ausgebaute direkte Demokratie aber dafür zu mehr Vertrauen in die politischen Behörden und macht die Leute zufriedener mit dem Funktionieren der Demokratie. Überdies fördern ausgebaute Volksrechte die Zivilgesellschaft und den wiederentdeckten Gemeinsinn. Kantone mit leichter zu erklimmenden Hürden direkter Volksmitsprache weisen ein stärkeres Vereinsengagement auf als Kantone mit eher restriktiv ausgelegten Zugängen zu den Volksrechten. Wer die Volksrechte beschneidet, der sägt am Ast der Zivilgesellschaft.

**Vorurteil 6: Tyrannei der Mehrheit** — Eine sechste Meinung übernimmt die Bedenken von James Madison und Alexis de Tocqueville, laut denen die unmittelbare Verfassungsgebung durch das Volk zu einer Tyrannei der Mehrheit über Minderheiten führt. In der

Schweiz üben Volksentscheide im Vergleich zu parlamentarischen Entscheiden tatsächlich in rund einem Fünftel der Fälle eine eher diskriminierende als schützende Wirkung aus. Dies gilt allerdings immer nur dann, wenn die Sachvorlagen einen Ausbau der Minderheitenrechte vorsehen. Ein Blick auf die Volksentscheide zeigt zudem, dass die Unerbittlichkeit der Mehrheit nicht alle Minderheiten gleichermassen trifft. Entscheidend ist vor allem, ob Minderheiten durch die Bevölkerungsmehrheit als Eigen- oder Fremdgruppe wahrgenommen werden. Bei Anliegen kultureller Minderheiten wie der lateinischen Sprachgruppen oder christlicher Minoritäten verhält sich der Stimmbürger meist sehr minderheitenfreundlich. Geht es aber um die Besserstellung von Ausländern, Asylbewerbern und Muslimen, treten diskriminierende Effekte an der Urne offen zutage.

**Vorurteil 7: Zu tiefe Stimmbeteiligung** — Eine siebte Behauptung führt die löchrige Legitimität direktdemokratischer Entscheidungen ins Feld, wenn sich doch nur immer eine Minderheit an den Abstimmungen beteiligt, die zudem noch über alle Massen der Kaste der Oberschicht entstammt. Zunächst ist festzustellen, dass die Teilnahme an direktdemokratischen Abstimmungen stark vom Inhalt der jeweiligen Vorlage abhängig ist und unterschiedlichen Motiven folgt. So können geringe Beteiligungsraten auch als Zeichen allgemeiner Zufriedenheit bewertet werden. Jüngere Auswertungen von Stimmregistern erhellen zudem das düstere Bild abstimmungsabstinenter Schweizer. Nicht nur die Hälfte, sondern mehr als drei Viertel der Bürger nehmen während einer Legislatur selektiv und je nach Anlass teil.

Ohne Zweifel aber bleiben bildungsferne und einkommensschwache Schichten eher der Urne fern. Nichtsdestotrotz muss die so-

ziale Ungleichheit der Stimmbürgerschaft nicht in der einseitigen Bevorzugung der «haves» auf Kosten der «have-nots» münden. Man denke nur an die Entscheidungen zur Senkung des BVG-Umwandlungssatzes, zur Zusatzfinanzierung der IV und zur «Abzocker»-Initiative.

## Das Schweizer Stimmvolk weiss verantwortungsbewusst mit seinen Rechten umzugehen.

Fazit: Egal, ob man der direkten Demokratie unterkühlt oder heissblütig gegenübersteht: Die unmittelbare Bürgermitsprache ist in der Schweiz bei 80 Prozent der Bevölkerung unbestritten. Gleichwohl sind Diskussionen um Reformen der Volksrechte jederzeit willkommen und Ausdruck einer lebendigen Zivilgesellschaft. Allerdings sollten die Beteiligten bei ihren Voten die Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse zur direkten Demokratie einbeziehen. Den Reformentscheid kann man abschliessend getrost den Stimmbürgern überlassen. Mit der Ablehnung von Vorlagen zum Ausbau der Volksrechte (Volkswahl der Regierung, Stärkung der direkten Demokratie in der Aussenpolitik, konstruktives Referendum) hat das Schweizer Stimmvolk unlängst deutlich gemacht, dass es durchaus verantwortungsbewusst und umsichtig mit seinen Rechten umzugehen weiss.

Die Professoren Markus Freitag und Adrian Vatter sind Direktoren am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern. «Das Handbuch der Abstimmungsforschung» (Milic, Rousselot, Vatter) und «Das soziale Kapital der Schweiz» (Freitag; beide NZZ-Libro-Reihe «Politik und Gesellschaft in der Schweiz») gehören zu ihren jüngsten Veröffentlichungen.

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Neue Billag-Mediensteuer**  
Der Widerstand wird immer grösser

● **KMU aktuell**  
RTVG-Revision

Achtung neue Steuerfalle - alle werden künftig zur Kasse gebeten.  
Mittwoch, 13. Mai,  
21 Uhr auf ...



[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

# Das Wissen der Frauen

Junge Frauen lassen sich heute besser ausbilden als Männer. Sie können diesen Vorteil später im Beruf allerdings nicht umsetzen: Studieren ist für sie auch Konsum.

Von Beat Gygi

«Es ist eindrücklich, wie viele Türschilder mit akademischen Titeln zu sehen sind, wenn man durch die Gänge der Kantonsverwaltung geht.» Diese Bemerkung ist nicht nur bewundernd gemeint und stammt von einem Manager, der im Baugewerbe arbeitet und sich ungefähr ein Bild machen kann von den Personalkosten, die hochqualifizierte Mitarbeiter mit sich bringen. Mit seiner Bemerkung bringt er unterschwellig gleich zwei Fragen an die Oberfläche, die in öffentlichen Diskussionen über Bildungspolitik und Arbeitsmärkte oft zu kurz kommen. Zum einen geht es um die Personalpolitik der öffentlichen Hand. In Verwaltungen, die nicht dem Wettbewerb ausgesetzt sind, stellt ein Abteilungschef gerne etwas zu hoch qualifizierte Mitarbeiter ein; prestigeträchtige Bildungsabschlüsse heben das Ansehen der Abteilung.

## Ehrgeizigere Mädchen

Zum ändern wird die Frage nach Kosten und Erträgen der Ausbildung thematisiert. Ausbildung verursacht bei den Betroffenen selber wie auch bei der Gesellschaft, die sie finanziert, Kosten. Neben dem Geldaufwand schlägt auch der Verzicht auf Einkommen während der Ausbildungszeit zu Buche; eine Dissertation kann rasch einmal eine «Einkommenslücke» von einer Viertelmillion erzeugen – die man freilich später mehr als aufzuholen hofft. Eine Investition in Bildung erscheint dann sinnvoll, wenn man vom Aufwand einen vernünftigen späteren Ertrag erwarten kann.

Zu hoch angesetzte Ausbildungsziele, also «Überinvestitionen», können deshalb eine teure Sache sein, weil dann die Erträge ausbleiben. Das gilt für einzelne Personen wie auch für ganze Gesellschaften. Es ist also nicht erstaunlich,

dass einem Manager und Steuerzahler beim Gang durch das Amtsgebäude die Frage durch den Kopf geht, in mit der Akademisierung der Verwaltung vielleicht nicht zu viel des Guten getan worden sei. Scharf ist jedenfalls der Kontrast zwischen Industrie und Dienstleistungssektor. In privaten Unternehmen sind gut 5 Prozent der Beschäftigten Akademiker, in der gesamten Gesellschaft sind es rund 15 Prozent.

Besondere Sprengkraft erhält das Thema, wenn die Geschlechterfrage hinzukommt, da das «Aufholen» bei der Ausbildung seit langem als wichtiges Anliegen der Frauenförderung gilt. Die beiden Grafiken zeigen denn auch, dass der Investitionsentscheid «Beginn eines Studiums» an Schweizer Universitäten und Fachhochschulen bei Frauen viel stärker im Aufschwung ist als bei Männern – ja noch mehr: Es ist klar, dass die Frauen die Männer überholt haben. Auf der Stufe der Universitäten zogen die Frauen um das Jahr 2000 herum an den Männern vorbei, in noch ziemlich jungen Fachhochschulen etwa 2005.

Dies ist keine schweizerische Entwicklung, ein solches «Überholen» war schon weltweit und auf mehreren Ausbildungsstufen zu beobachten. Eine kürzlich veröffentlichte Übersichtsstudie der OECD unter dem Titel «The ABC of Gender Equality in Education» deutet darauf hin, dass der jahrzehntelang kritisierte *gender gap*, also Differenzen etwa beim Zugang zu Bildung und Arbeitsmärkten, bei Löhnen und Beschäftigung, in vielen Ländern geringer geworden oder verschwunden ist. Die Studie beruht auf den sogenannten Pisa-Daten aus 64 Ländern seit dem Jahr 2000, also dem internationalen Vergleichstest, in dem jeweils Fünfzehnjährige auf ihr sprachliches und mathematisches Können hin überprüft werden.

Die Autoren kommen zum Schluss, dass Mädchen und Jungen heute bei gleicher Ausgangslage im Grossen und Ganzen gleiche Chancen hätten, hohe Berufsziele zu erreichen.

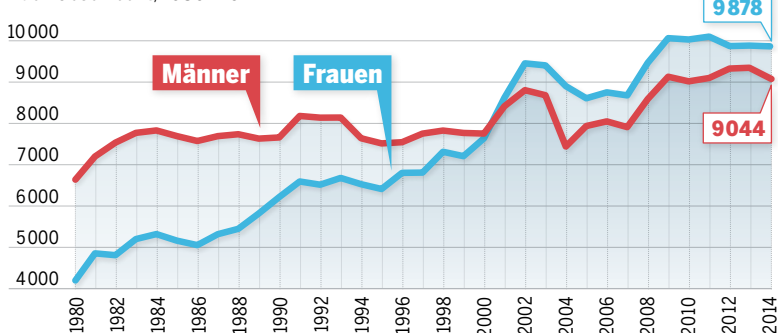
Die ganze Gewichtsverschiebung geht offenbar, wie von einem Schwungrad angetrieben, weiter. Nun zeichnet sich nach Ansicht der OECD-Experten bereits ab, dass neue, andere «Lücken» zwischen den Geschlechtern entstehen, und zwar zum Nachteil der Jungs und Männer. Jungs im Alter von etwa fünfzehn Jahren seien heute stärker gefährdet als Mädchen, dass sie in eine schlechte Ausbildung gerieten, ein relativ schwaches Rüstzeug fürs berufliche Leben oder für akademische Tätigkeiten erhielten, ja sogar frühzeitig und ohne Abschluss von der Schule abgingen. Hinzu komme, dass junge Männer in der Schule eher eine Zeitverschwendung sähen als Mädchen, und die Freizeitbeschäftigung mit Videospiele zeige eine ähnliche Distanzierung zu Bildungsinhalten. Immerhin sind die Jungs, die ein hohes Niveau erreicht haben, auf naturwissenschaftlich-technischen Gebieten wie Computer- und Ingenieurwesen deutlich stärker engagiert als Mädchen, was die beruflichen Karrierechancen erhöht. Dies ändert aber nichts daran, dass die Mädchen im Grossen und Ganzen die bessere Bildung erhalten und einen stärkeren Willen zeigen, jedenfalls haben sie ehrgeizigere Vorstellungen von ihrer späteren Karriere als die Jungs.

## Prestige, Geselligkeit, Unterhaltung

Und damit ist man eigentlich beim aufsehenerregendsten Befund der Langzeitstudie der OECD: Die Frauen werden von der späteren Realität auf ähnlich harte Weise eingeholt wie die Männer, jeder zweite Traum von einer Manager- oder Expertenkarriere muss «ge-

## Eintritte in universitäre Hochschulen

Nach Geschlecht, 1980–2014

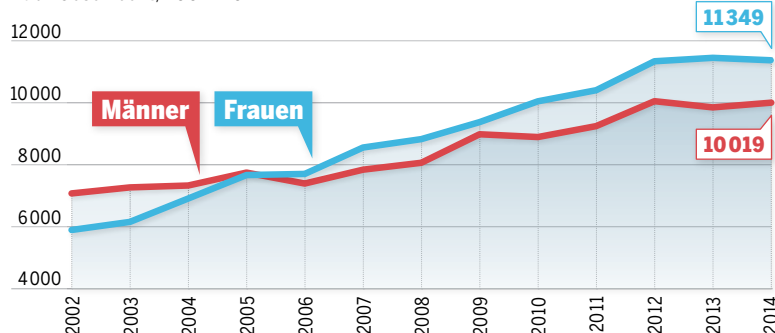


QUELLE: SHS, BFS

Zahlenmässig sind die Frauen den Männern an den Universitäten ...

## Eintritte in Fachhochschulen

Nach Geschlecht, 2002–2014



QUELLE: SHS, BFS

... und den Fachhochschulen überlegen.



Zu hoch angesetzte Ausbildungsziele.

schlechtsunabhängig» begraben werden; ein Bildungsvorsprung lässt sich offenbar nicht einfach in einen beruflichen Vorsprung umsetzen. Klar, die Jahrgänge, die von diesen Erlebnissen berichten, sind bereits älter und die Jungen haben vielleicht etwas andere Verhältnisse am Arbeitsmarkt, aber summarisch lässt sich sagen: Die Frauen bringen ihre Kraft nicht auf den Boden.

Dies kann man unterschiedlich deuten. Man kann, wie es die Neigung von Organisationen wie der OECD ist, neue kollektive Anstrengungen, Politikvorschläge und Regulierungen daraus ableiten, um so den Weg zur Rentabilisierung der getätigten Bildungsinvestition zu ebnet oder jedenfalls jegliche Art von *gender gap* wegzuräumen. Es kann aber auch sein, dass viele einfach zu viel in Bildung oder Ausbildung investieren und die erhofften Erträge später nicht erreichbar sind. Aus dieser Sicht neigen die Frauen in der Ausbildung seit längerem eher zum «Überinvestieren» als die Männer. Wer mit einer «Überqualifikation» überhaupt eine Beschäftigung findet, wird diese als unangemessen oder langweilig empfinden und vom Einkommen enttäuscht sein.

Die Bildungswissenschaftler Andrea Diem und Professor Stefan C. Wolter (Schweizeri-

schen Koordinationsstelle für Bildungsforschung) haben 2013 Schweizer Hochschulabsolventen zu diesem Problem befragt und ermittelt, dass rund 20 Prozent der Studienabgänger im ersten Jahr keine Stelle finden, die ihrer Ausbildung entspricht. Fünf Jahre nach Studienabschluss fühlten sich immer noch 13 Prozent im falschen Job. Solche Fehlinvestitionen tun weh, aber in den andern europäischen Ländern, die im Durchschnitt auf eine Fehlbesetzungsquote von etwa 30 Prozent kommen, sieht es schlechter aus.

Und was heisst überhaupt «investieren»? Bei Bildung und Ausbildung denken viele nicht nur an das, was sie später mit dem Erlernten einkommensmässig erreichen können, sondern auch an das, was ihnen ein Studium sonst noch bringt: Prestige, Geselligkeit, Unterhaltung und Freizeit, also etliche Arten von Genuss. Der Schluss liegt nah, dass bei einem «Überinvestieren» in Bildung zu einem guten Teil das Konsumieren im Vordergrund steht. Aus privater und persönlicher Sicht kann es also reizvoll sein, sich öffentlich finanzierte Studiengänge anzueignen, obwohl die Berufsaussichten nicht blendend sind. Angesichts der niedrigen Studiengebühren fällt oft ja fast nur der Zeitaufwand dafür

als Belastung an und allenfalls die Rechtfertigung, wenn man nach dem Studium gar keine entsprechende Beschäftigung sucht. ○

## BLASENBILDUNG



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), wie sich Anleger im Umfeld mit EZB-Kaufprogramm und Negativzinsen positionieren können.»

Christof Reichmuth  
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS  
**REICHMUTH & CO**

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29  
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49  
[www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)

# Vorläufig für immer

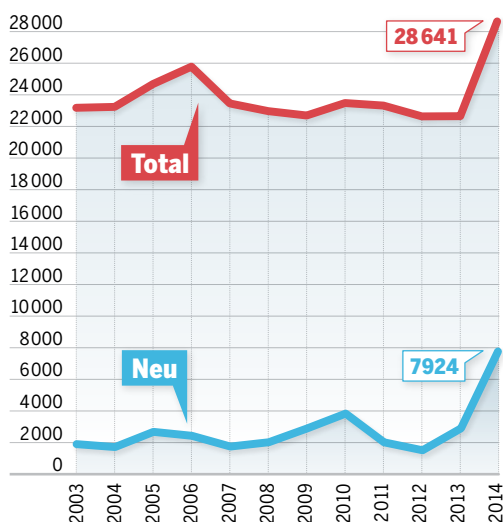
Die Zahl der vorläufig Aufgenommenen steigt rasant. Obwohl ihre Asylgesuche rechtskräftig abgelehnt wurden, bleiben die meisten der falschen Flüchtlinge für immer in der Schweiz. Diese Perversion des Asylwesens wurde von den Bundesbehörden bewusst herbeigeführt. *Von Alex Reichmuth*

Die Schweiz Ende der 1980er Jahre: Tausende von Tamilen hielten sich wegen des Bürgerkriegs in Sri Lanka in der Schweiz auf. Die meisten von ihnen waren Kriegsvertriebene, die kein Anrecht auf Asyl hatten, deren Rückkehr in ihr Heimatland den Behörden aber unzumutbar erschien. Um den Vollzugsnotstand zu beheben, gestand der Bund den Tamilen schliesslich eine definitive Aufenthaltsbewilligung aus humanitären Gründen zu. Die Kantone waren zwar nicht begeistert, dass so viele Kriegsvertriebene entgegen dem Gesetz für immer in der Schweiz bleiben konnten. Sie willigten aber ein – unter der Zusicherung des Bundes, dass eine solche massenhafte Legalisierung des Aufenthalts nicht mehr vorkommt.

## Versprechen nicht gehalten

Dieses Versprechen hielt der Bund allerdings nicht ein. Anfang der 1990er Jahre waren wieder viele Zuwanderer mit abgelehntem Asylgesuch in der Schweiz, zum Teil erneut Tamilen, zum Teil Kurden. Für diese Fälle bemühte der Bund eine Möglichkeit, die das Ausländergesetz bot: die sogenannte vorläufige Aufnahme. Dieser Status war zwar eigentlich nicht für das Asylwesen gedacht, sondern für Ausländer mit aufgehobenem Aufenthaltsrecht, deren Rückreise vorübergehend nicht zumutbar erscheint. Doch nun benutzten die Berner Behörden die vorläufige Aufnahme dazu, um die

## Entwicklung vorläufige Asylaufnahmen in der Schweiz



QUELLE: Staatssekretariat für Migration (SEM)

*Etikettenschwindel mit System.*

Vollzugsprobleme mit Kriegsvertriebenen und illegalen Migrantinnen sozusagen auszusitzen. Auch das Bundesverwaltungsgericht entschied in seinen Urteilen immer häufiger auf vorläufige Aufnahmen. In der Schweiz hielten sich darum bald Zehntausende abgewiesene Asylbewerber mit Status «vorläufig aufgenommen» auf.

Dass Kriegsvertriebene nicht in ihr Heimatland zurückmüssen, bis sich die Lage dort verbessert hat – dagegen wäre grundsätzlich nichts einzuwenden. Doch in der Realität reist kaum je ein vorläufig Aufgenommener wieder

## Die meisten Eritreer haben sich mit der Ausreise selber der Gefahr der Verfolgung ausgesetzt.

aus. Laut Gesetz müssen die Behörden zwar periodisch prüfen, ob die Voraussetzungen für einen weiteren Aufenthalt noch gegeben sind. Doch das ist ein toter Paragraph: Wie eine Auswertung des Bundes 2013 zeigte, verliessen seit 2003 nur 3,4 Prozent aller Personen, deren Bewilligung als vorläufig Aufgenommene abgelaufen war, die Schweiz auch wieder. Acht Prozent tauchten unter. Die grosse Mehrheit, über 80 Prozent, erhielt vom Bund eine definitive Aufenthaltsbewilligung, meist unter dem Titel «Härtefall».

Trotz dieser Erfahrungen sprach das Staatssekretariat für Migration (SEM) in jüngster Zeit so vielen abgewiesenen Asylbewerbern vorläufige Aufnahmen zu wie nie in den letzten Jahren. Waren es seit 2003 jährlich jeweils zwischen 1500 und 4000 Aufnahmen, schnellte die Zahl letztes Jahr auf 7924 empor. Im ersten Quartal dieses Jahres vergab das SEM 2271 vorläufige Aufnahmen, was hochgerechnet auf das ganze Jahr nochmals eine Steigerung bedeutet.

## Anspruch auf «vertiefte Prüfung»

Wenig erstaunlich, stieg auch das Total aller vorläufig Aufgenommenen Ende 2014 drastisch, auf 28 641. Ende März dieses Jahres waren es sogar schon 30 286. Weitere Höchststände sind absehbar. Und die Aussichten, für immer bleiben zu können, sind hervorragend: Über die Hälfte aller vorläufig Aufgenommenen trägt diesen Status schon mehr als fünf Jahre und hat Anspruch auf eine «vertiefte Prüfung» eines Gesuchs für einen definitiven Aufenthalt.

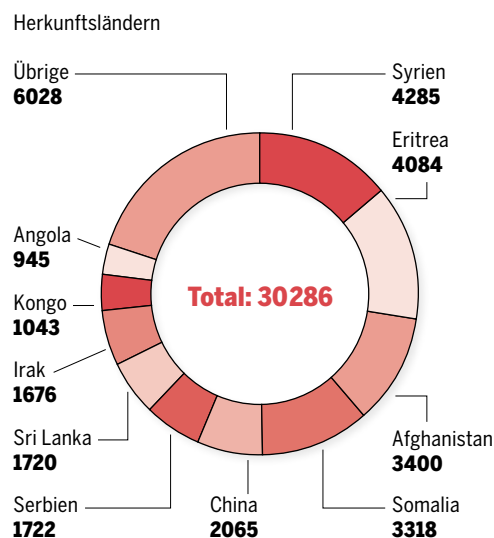
Die meisten vorläufigen Aufnahmen gesteht der Bund derzeit abgewiesenen Asylbewerbern aus Eritrea und Syrien zu. Die beiden Staaten sind mit je etwas über 4000 Personen die wichtigsten Herkunftsländer aller vorläufig Aufgenommenen in der Schweiz. Wie ein Bericht des Bundesrats vom Juni 2014 zeigte, erhalten die meisten Eritreer diesen Status wegen sogenannter Nachfluchtgründe. Das bedeutet: Sie haben sich erst mit der Ausreise selber der Gefahr der Verfolgung ausgesetzt.

Konkret droht ihnen bei einer Rückkehr nach Eritrea Gefängnis und Folter, weil sie ihr Land illegal verlassen haben. Das ist zumindest die Einschätzung der Schweizer Behörden. Die Regierung in Eritrea betont hingegen, dass eine Rückkehr jederzeit ohne Strafe möglich sei. Die Schweiz ermöglicht mit dieser Praxis jedenfalls jedem Eritreer, der sein Land auf der Suche nach einem besseren Leben verlässt, faktisch ein Bleiberecht.

## Serben können angeblich nicht zurück

Das Gleiche gilt für die rund 2000 vorläufig Aufgenommenen aus China, bei denen es sich vor allem um Tibeter handelt: Sie waren in ihrem Land nicht verfolgt (sonst wären sie als Flüchtlinge anerkannt), sondern haben erst durch ihre Ausreise Nachfluchtgründe geschaffen. Nebst Afghanistan und Somalia ist Serbien eines der wichtigsten Herkunftslän-

## Anzahl vorläufig Aufgenommene in der Schweiz, Ende März 2015



QUELLE: Staatssekretariat für Migration (SEM)

*Syrien und Eritrea an der Spitze.*





Endstation Sozialstaat: Asylbewerber vor der Zivilschutzanlage in Lumino TI.

der der vorläufig Aufgenommenen. Es ist aber ein Rätsel, warum rund 1700 Serben viele Jahre nach dem Ende der Kriege in Ex-Jugoslawien angeblich noch immer nicht zurückkehren können.

Der Etikettenschwindel mit den vorläufig Aufgenommenen hat System. Die vorläufig Aufgenommenen «bleiben langfristig in der Schweiz», schreibt der Bund ganz offen in seinem Integrationsbericht 2013. «Deshalb ist es wichtig, dass sie rasch an ihrem neuen Wohnort Fuss fassen.» Der Bund richtet den Kantonen für jeden vorläufig Aufgenommenen sogar eine «Integrationspauschale» von 6000 Franken aus und schafft so ganz bewusst die Voraussetzungen für ein definitives Bleiberecht.

#### «Geänderte Behandlungsstrategie»

Die starke Zunahme an vorläufig Aufgenommenen in jüngster Zeit führt das Staatssekretariat für Migration auf Anfrage auf eine «geänderte Behandlungsstrategie» zurück. Die Zahl der vorläufigen Aufnahmen habe sich im Zusammenhang mit dem Abbau von «Pendenzen» erhöht. Es werden also einfach im grossen Stil vorläufige Aufnahmen verfügt, um den Berg an hängigen Asylgesuchen abzutragen. Diese Laisser-faire-Politik sei direkt

auf den Einfluss von Departementsvorsteherin und Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga zurückzuführen, sagen Beobachter übereinstimmend.

Auf die Frage, ob es nicht ein Widerspruch sei, dass die meisten vorläufig Aufgenommenen definitiv bleiben, geht das SEM nicht ein.

#### Eine Alternative würde eigentlich schon bereitstehen: der Status «Schutzbedürftige».

Es verweist nur darauf, dass der Bund derzeit aufgrund mehrerer Parlamentsvorstösse an einem Bericht arbeite. «Dabei werden auch Grundsatzfragen zur vorläufigen Aufnahme sowie mögliche Alternativen behandelt.»

Eine Alternative würde eigentlich schon bereitstehen: der Status «Schutzbedürftige», der gemäss Asylgesetz insbesondere bei Gefährdung durch Kriege und «Situationen allgemeiner Gewalt» im Heimatland vorgesehen ist. Dieser Status «S» wurde allerdings seit seiner Erschaffung 1999 noch nie angewandt. Der Grund ist wohl, dass «Schutzbedürftige» weniger Rechte haben als vorläufig Aufgenommene. Insbesondere ist der Familiennachzug nur möglich, falls Familien

durch Kriegshandlungen selber getrennt wurden. Vorläufig Aufgenommene hingegen können Familienangehörige ungeachtet der Trennungsgründe nach Ablauf von drei Jahren in die Schweiz holen.

#### Asylwesen ad absurdum geführt

Würde der Bund den Status «S» für anwesende Kriegsvertriebene anwenden, würde darum wohl ein Lamento von linken Parteien und Flüchtlingsorganisationen über angeblich unmenschliche Bedingungen losbrechen. Diese sind nicht einmal mit den heutigen Rechten für vorläufig Aufgenommene zufrieden und fordern, dass definitive Aufnahmebewilligungen noch grosszügiger als heute an abgewiesene Asylbewerber vergeben werden.

Im letzten Dezember schwenkte auch die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen, ein Beratungsgremium für den Bundesrat, auf diesen links-grünen Kurs ein. Sie verlangte, dass Migranten, die heute vorläufig aufgenommen werden, gleiche Rechte wie anerkannte Flüchtlinge bekommen und nach Ablauf von sechs Jahren definitiv bleiben können. Wenn man das Asylwesen schon ad absurdum führt, so offenbar das Motto dieses «Fachgremiums», dann gerade richtig. ○



Eine Gleichgültigkeit, die einen höchst widrigen Eindruck machte.

## «Es ist mir wieder eins gestorben»

Vor 150 Jahren wurde im Kanton Zürich das letzte Todesurteil vollstreckt. Vor 15 000 Zuschauern wurde in Aussersihl Heinrich Götti mit der Guillotine hingerichtet. Der 37-Jährige ging als grösster Kindermörder in die Schweizer Kriminalgeschichte ein. *Von Peter Holenstein und Jonas Baumann (Illustration)*

Heinrich Götti wurde im Jahr 1828 als zweites von drei Kindern eines Maurers in Hedingen geboren. 1841, nach dem Tod seines Vaters, übersiedelte er zu seinem älteren Bruder nach Adliswil und begann als Dreizehnjähriger in der Baumwollspinnerei von Heinrich Kunz zu arbeiten. Kunz, ein Zürcher Kantonsrat und Oberstleutnant, war damals der grösste Spinnereiu nternehmer in Europa. Er betrieb Spinnereien in Linthal, Rorbas und Kempthal, beschäftigte über 2000 Arbeitskräfte und hatte 150 000 Spindeln in Betrieb. Gegenüber seinen Arbeitskräften galt er als rücksichtslos und war sozialpolitisch kaum engagiert.

Im Alter von neunzehn Jahren verliebte sich Götti in eine gleichaltrige Arbeitskollegin namens Katharina Stähli. Als die junge Frau schwanger wurde, heirateten die beiden und bezogen in der Wohnung der Eltern der Braut

eine kleine Kammer, die sie mit den zwei Geschwistern von Katharina teilen mussten. Im Dezember 1849 wurde ihr Kind, ein Mädchen, geboren, doch bereits fünf Wochen später starb es an Diarrhö, einer damals häufigen Kinderkrankheit.

Das zweite Kind von Heinrich und Katharina Götti erblickte am 17. August 1851 das Licht der Welt. Sein Geburtstag war auch sein Todestag. Als Todesursache vermutete der herbeigerufene Arzt eine Verschleimung der Atemwege.

### Gesunde und kräftige Kinder

Göttis Ehe stand unter keinem glücklichen Stern. Schon in den ersten Jahren nach der Heirat ging seine Ehefrau ein Verhältnis mit einem anderen Mann ein, was dazu führte, dass sich die Eheleute im Jahr 1853 trennten. Auf Zureden des Dorfpfarrers hin gaben sie den Ent-

schluss, sich scheiden zu lassen, jedoch auf und zogen nach einigen Wochen wieder zusammen.

1857 gab Götti seine Arbeit in der Baumwollspinnerei auf und machte sich als Weinsteinhändler selbständig. In seiner neuen Tätigkeit war er zunächst so erfolgreich, dass er bereits ein Jahr später mit Hilfe eines Bankdarlehens von 500 Franken ein Haus an der Albisstrasse 38 a in Adliswil kaufen konnte. Die Eheleute bezogen die Wohnung im ersten Stock des Hauses und vermieteten ein Zimmer an eine Fabrikarbeiterin namens Anna Ringger. Die Wohnung im zweiten Stock vermietete Götti dem Ehepaar Kaspar Frei.

In den Jahren 1854 bis 1865 gebar Katharina Götti weitere fünf Kinder. Wie bereits die ersten beiden Kinder von Heinrich und Katharina Götti kamen auch diese gesund und kräftig zur Welt, doch alle starben innerhalb von 24 Stun-

den nach ihrer Geburt: am 1. September 1854 das dritte Kind, am 10. Februar 1858 das vierte, am 29. April 1859 das fünfte, am 6. Juli 1860 das sechste und am 14. Februar 1865 das siebte. In den jeweiligen Totenscheinen vermerkten die Ärzte Krankheiten wie Diarrhö, Bronchitis, «Convulsionen» (Muskelkrämpfe als Folge von Fehlfunktionen des zentralen Nervensystems) oder «Vollschleimigkeit».

Dass den Eheleuten Götti alle ihre neugeborenen Kinder wegstarben, blieb im damals rund 1500 Einwohner zählenden Dorf Adliswil nicht unbemerkt. Bereits in früheren Jahren hatten Gerüchte von einem gewaltsamen Tod der Kinder die Runde gemacht. Dazu trug auch der Umstand bei, dass Heinrich Götti, der die meiste Zeit beim Kartenspiel in den Dorfwirtschaften sass, gegenüber dem Wegsterben seiner Kinder eine Gleichgültigkeit an den Tag legte, die, so vermerkte der Gemeindeammann in einem Leumundsbericht, «einen höchst widrigen Eindruck» machte.

#### «Keine Spuren von Verletzungen»

Auch am Morgen des 14. Februar 1865, kurz nach dem Tod seines letzten Kindes, einem Mädchen, suchte Götti ein Wirtshaus auf. Als er an einem Tisch den Sigrüst erblickte, rief er diesem zu: «Es ist mir wieder eins gestorben, Ihr könnt es dann holen!», und bestellte einen halben Liter Most. Der Pfarrhelfer war ob dieser Gefühllosigkeit derart erschüttert, dass er den Gemeindeammann über den Vorfall informierte. Dieser wiederum sah sich veranlasst, noch gleichentags dem Statthalteramt Horgen Anzeige wegen Göttis Verhalten zu machen.

Bereits einen Tag später ordnete das Statthalteramt die Obduktion der Kindsleiche durch den Gerichtsarzt Doktor Lünig an. In seinem Befund vom 21. Februar hielt der Arzt unter anderem fest: «Das Kind wies keine Spuren von Verletzungen auf. Die Schleimhaut der Unterlippe zeigte eine auffallende, dunkelblaue Färbung, die auch Zunge, Mund- und Rachenhöhle überzog. Die Haut war lederartig geschrumpft. Magen und Speiseröhre zeigten eine braunrote Färbung und waren wie auch der Dünndarm mit einer scharfen Substanz verätzt. Diese Perforationen sind als die unmittelbare Todesursache zu betrachten und wurden wahrscheinlich durch das Verschlucken von Schwefel- oder Salpetersäure herbeigeführt. Zwecks chemischen Analysen wurden der Leiche die inneren Organe entnommen.»

Unter dem dringenden Tatverdacht, sein Kind getötet zu haben, wurde Heinrich Götti am 18. Februar verhaftet und eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, deren Ziel es war, die Ereignisse rund um die Geburt und den Tod des Mädchens minutiös zu rekonstruieren. Götti, der ins Zuchthaus Oetenbach nach Zürich überführt wurde, bestritt vehement, mit dem Tod seines Kindes etwas zu tun zu haben.

Die untersuchungsrichterlichen Abklärungen ergaben für den Beschuldigten kein vorteilhaftes Bild: Die Wohnung der Göttis war schlicht. Sie bestand aus einer Stube, einer Schlafkammer, einer kleinen Küche und einem Plumpsklo, das auch von den Untermietern benutzt wurde. Die Geburt des siebten Kindes der Katharina Götti erfolgte am Montag, dem 13. Februar 1865, um 10.30 Uhr, in der Stube. Neben Heinrich Götti waren während der Geburt Frau Schoch, die Hebamme, sowie eine Nachbarin namens Welti anwesend. Sowohl die Hebamme wie Frau Welti befanden sich bereits seit 7 Uhr früh in der Stube. Unmittelbar nach der Geburt des Kindes wurde Katharina Götti von den beiden Frauen in die Schlafkammer geführt und ins Bett gelegt. Das Neugeborene lag für diese kurze Zeit unbeaufsichtigt in der Stube auf dem Tisch, da der Ehemann in der Küche mit dem Zubereiten von warmem Wasser beschäftigt war.

Nachdem die Hebamme das Kind gebadet und angekleidet hatte, wurde es zunächst auf ein Kissen beim Ofen gelegt, dann gegen 11 Uhr der Mutter in die Schlafkammer gebracht. Diese nahm es freudig in die Arme, küsste es und sagte: «Du liebes Kind, wenn dich nur der Herrgott gesund erhaltet.» Danach bettete Frau Welti das Neugeborene wieder auf das Kissen beim warmen Ofen. Die Tür zwischen Stube und Kammer blieb von diesem Moment an geschlossen. Während sich die Hebamme ausschliesslich um die Wöchnerin kümmerte, pendelten Frau Welti und Heinrich Götti wiederholt zwischen Stube und Küche, die ebenfalls durch eine Tür getrennt waren.

Gegen 11.15 Uhr rief die Hebamme Frau Welti zu sich in die Schlafkammer, weil ihr der Zustand der Wöchnerin Sorgen bereitete und ihrer Meinung nach den Beizug eines Arztes erforderte. Während die beiden Frauen rund zehn Minuten lang berieten, zu welchem Arzt der Vater geschickt werden sollte, hielt sich

Götti alleine beim Kind auf. Schliesslich beschlossen sie, den Vater zu Doktor Schmid zu schicken. Um halb zwölf Uhr machte sich Götti auf den Weg zum Arzt.

#### Das Kind begann schrecklich zu schreien

Kaum war Götti ausser Haus, stellte Frau Welti seltsame Veränderungen beim Kind fest und rief die Hebamme aus der Kammer herbei. Die Lippen des Mädchens waren geschwollen und k Reideweiss geworden; kleine Bläschen bildeten sich, und um die Nase entstanden gelbbraune Flecken. Das Kind begann schrecklich zu schreien, hob vor Schmerzen den Kopf und zappelte mit den Beinen. Aufgeschreckt durch das Schreien, fragte Katharina Götti: «Ist wieder etwas mit dem Kind?» Um die Wöchnerin zu schonen, erwiderte die Hebamme: «Es röchelt halt, so wie die anderen.»

Doktor Schmid traf zusammen mit Götti kurz vor 12 Uhr in der Wohnung ein. Obwohl er nur zur Wöchnerin und nicht zu ihrem Kind bestellt worden war, schaute er sich das Neugeborene an, fand jedoch keine Erklärung für dessen Verhalten und meinte ratlos: «So etwas habe ich noch nie gesehen!» Darauf erwiderte Götti lakonisch: «Da ist nichts zu machen; es geht ihm wie den anderen.»

Am Nachmittag und Abend wurde Katharina Götti von einigen Frauen besucht, die vernommen hatten, dass das Neugeborene bereits wieder krank sei. Götti behauptete gegenüber diesen Frauen, alle seine Kinder hätten ein organisches Leiden gehabt, ihre Luftröhre sei so eng gewesen, dass kein Stecknadelknopf hindurchgekommen wäre. Die Ärzte hätten gemeint, die Kinder seien zu fett und seine Frau bringe eben kein Kind davon. Einer besorgten Besucherin, die dem Kind etwas Öl gegen die Schmerzen einflössen wollte, untersagte Götti, dies zu tun, und einem Nachbarn, der sich am Abend nach dem Befinden des Kindes erkundigte, erklärte Götti, er habe Doktor



## «Die Erbschaftssteuer-Initiative gefährdet die Zukunft von Familienunternehmen und KMU.»

Dr. Christoph M. Müller,  
Präsident der Verwaltungsräte Wardeck Invest AG & Espace  
Real Estate Holding AG, Küssnacht

KMU und Familienunternehmen bilden das Rückgrat der Schweizer Wirtschaft und stellen zwei Drittel aller Arbeitsplätze. Die Erbschaftssteuer-Initiative erschwert Nachfolgeregelungen für Familienunternehmen und KMUs und gefährdet damit deren Zukunft. **Deshalb Nein am 14. Juni!**

Mehr Informationen:  
[nein-zur-bundeserbschaftssteuer.ch](http://nein-zur-bundeserbschaftssteuer.ch)

Spendenkonto:  
Postkonto IBAN CH42 0900 0000 8541 3124 1



«Es gibt für ihn nur die Todesstrafe!»

Schmid ersucht, etwas für das Kind zu unternehmen, doch dieser habe das Ansinnen abgelehnt.

Wahr war allerdings genau das Gegenteil: Tatsächlich war Doktor Schmid gegen Abend noch einmal vorbeigekommen. Als er sah, dass die Leiden des Kindes zugenommen hatten, war er es, der Götti darum bat, «etwas mit dem Kinde zu versuchen», doch Götti wollte davon nichts wissen und sagte dem Arzt: «Es nützt doch nichts, die anderen haben es auch so gehabt.»

Zum Verhängnis wurde Götti, dass am 25. Februar bei einer Durchsuchung seiner Wohnung ein Fläschchen unter dem Rohr des Plumpsklos gefunden wurde, das genau jene Flüssigkeit enthielt, mit dem nach gerichtsärztlichem Gutachten das Kind vergiftet worden war: Salpetersäure.

### Erdrückende Indizien

Obwohl sich Götti während der Verhöre im Gefängnis in zahlreiche Widersprüche verwickelte und er mehrfach der Lüge überführt werden konnte, beteuerte er weiterhin seine Unschuld. Da ihn der Staatsanwalt Heinrich Honegger des Mordes anklagte, musste deshalb ein Geschworenengericht den Fall beurteilen.

Am Prozess, der vom 24. bis 29. April in Zürich stattfand, standen Göttis Karten schlecht, die Indizien waren zu erdrückend. «Ich halte die Vergiftung des Kindes durch eine ätzende Substanz, die zweifelsfrei Salpetersäure war, für bewiesen», erklärte Medizinprofessor Arnold Leonard Cloëtta, der an der Universität Zürich den Lehrstuhl für gerichtliche Medizin und Pathologie innehatte und vom Staatsanwalt als Experte bestellt worden war. «Der Obduktionsbefund», so Cloëtta «war so, wie man ihn nur bei Vergiftungen mit dieser Säure antrifft; der pergamentartige Zustand der Haut des Kindes ist ausschliesslich Salpeter- oder Schwefelsäure-Vergifteten eigen, und auch die übrigen Sektionsbefunde der entnommenen Organe finden sich nur bei solchen Vergiftungen.»

«Der objektive Tatbestand einer Vergiftung ist durch die verschiedenen Expertisen und Zeugenaussagen über alle Zweifel erwiesen. Kein anderer Mensch als Götti kann der Täter sein», schloss Staatsanwalt Honegger sein Plädoyer. «Es gibt für ihn nur die Todesstrafe!» Dieser Überzeugung schlossen sich die Geschworenen an. Als am Samstag, dem 29. April 1865, Punkt 21 Uhr, der Richter das Todesurteil verkündete, brach Heinrich Götti in Tränen aus.

In Todesangst und von den

Qualen des Gewissens gefoltert, legte Götti am Sonntagmorgen gegenüber Karl Gottlieb Wegmann, dem Direktor der Strafanstalt Oetenbach, ein umfassendes Geständnis ab. «Ich beue, Ihren Rat zu gestehen nicht befolgt zu haben, wenn man sich schuldig fühlt», erklärte er und bekannte, alle seine sechs letzten Kinder vergiftet zu haben. «Beim ersten Mal hatte ich den Entschluss gefasst, als das Kind noch im Mutterleib war. Ich dachte, dass ich im Leben einfach nicht vorwärtskomme, wenn ich auch noch für Kinder sorgen müsste. Wenn man einmal in so etwas verfallen ist, fährt man eben fort, bis man ins Unglück kommt. Dem letzten Kind habe ich die Säure unmittelbar vor meinem Gang zu Doktor Schmid eingeschüttet. Von meinen Taten hat meine Frau nichts gewusst, und an die Todesstrafe habe ich nie gedacht.»

Göttis Verteidiger A. Goll unterbreitete der Petitionskommission des Grossen Rates von Zürich ein Begnadigungsgesuch. Diese beantragte mit sechs zu drei Stimmen die Begnadigung, doch der Grosse Rat, der am Morgen des 9. Mai 1865 abschliessend über das Gesuch zu befinden hatte, folgte der Empfehlung nicht. Von den 189 anwesenden Ratsmitgliedern legten 87 eine weisse Kugel, die für die Begnadigung stand, in die Abstimmurne und 100 eine schwarze, die den Tod bedeutete. Unmittelbar nach der Abstimmung wurde Götti darüber in Kenntnis gesetzt, dass er am nächsten Morgen mit der Guillotine hingerichtet werde.

Am Nachmittag des 9. Mai wurde auf der Markstallerwiese in Zürich Aussersihl durch Sträflinge des Zuchthauses Oetenbach das Schafott errichtet und in der Nacht die Guillotine aufgebaut. Ab 2 Uhr früh wurde die Richtstätte von sechzig Polizeisoldaten

bewacht und der zum Schafott führende Zugang abgesperrt. Anderthalb Stunden später traf im Zuchthaus ein Coiffeur ein, um Götti die Haare am Nacken abzuschneiden. Begleitet von zwei Geistlichen, zehn Polizeisoldaten und Polizeihauptmann Nötzli, wurde der Delinquent gegen halb fünf Uhr in einer Pferdewagen zum Richtplatz gefahren. In einer zweiten, vorausfahrenden Kutsche hatten der Staatsanwalt sowie der Arzt der Strafanstalt Platz genommen. Zur gleichen Zeit machte sich ein Pferdegespann mit einem Sarg auf den Weg. Auf dem Richtplatz hatten sich inzwischen rund 15 000 Schaulustige eingefunden, darunter unzählige Eltern mit Kindern, die sich das blutige Spektakel am frühen Morgen des 10. Mai 1865 nicht entgehen lassen wollten.

### Hinrichtung an einem Leblosen vollzogen

Auf der Fahrt zu seiner Hinrichtung verlor Heinrich Götti gänzlich die Fassung. Er schluchzte und jammerte auf dem ganzen Weg lautstark. Am Schafott angekommen, fiel er in Ohnmacht und musste von den beiden Gehilfen des Scharfrichters die Treppe hinauf zur Guillotine geschleppt werden. Die letzte Hinrichtung im Kanton Zürich wurde an einem Leblosen vollzogen.

**Quellen:** Staatsarchiv Zürich (Polizei- und Gerichtsakten Heinrich Götti; Standrede Pfarrer Weber, 1865; NZZ, 1865) Zentralbibliothek Zürich (Regierungsratsprotokolle 1865)



Am Schafott fiel er in Ohnmacht: Zuger Guillotine, 1939.

# Hilfe, wir vergluten

Unverträglichkeiten bei der Ernährung sind mittlerweile ein Megatrend. Beim Verzicht auf Laktose, Gluten und Histamin geht es aber mehr um soziale Abgrenzung als um Gesundheit. «Wir sind sensibler als ihr mit euren Geiermägen», lautet die Botschaft. *Von Alex Reichmuth*

Der Achtjährige hat plötzlich eine Milchallergie. Beim Ausflug mit seinem Götti fällt darum der übliche Glace-Schmaus flach. Einige Monate später darf der Bub plötzlich wieder Milch, Jogurt und Käse essen. Laktose schadet ihm doch nicht, hat sich herausgestellt. Die gute Bekannte, mit der man früher unkompliziert ein Bier trinken konnte, verträgt eine ganze Reihe von Nahrungsmitteln nicht mehr. Sie ist so eingeschränkt, dass sie nur noch in einem speziellen Bio-Laden einkauft. Fragt man bei einem ihrer Besuche beiläufig, ob sie zum Abendessen bleibe, ergreift sie die Flucht.

Jeder kennt wohl solche Freunde und Verwandten: Menschen, die bei der Aufnahme bestimmter Substanzen angeblich Bauchweh, Blähungen und Entzündungen bekommen und diese darum meiden. Neben den klassischen Allergien, etwa gegen Erdnüsse oder Meeresfrüchte, scheinen auch die Unverträglichkeiten zuzunehmen. Die am häufigsten gemiedenen Substanzen sind Milchzucker (Laktose), Histamin und Gluten. Auf sie zu verzichten, bedeutet eine starke Einschränkung des Speiseplans. Laktose kommt in allen Milchprodukten vor, Histamin in fermentierten Lebensmitteln von Salami über Sauerkraut bis Rotwein, und das Klebereiweiss Gluten ist in Getreide wie Weizen, Dinkel und Roggen drin.

Auffällig ist, dass es scheinbar viel mehr Betroffene gibt, als es nach objektiven Erkenntnissen sein können. Aufschlussreich war eine Umfrage des deutschen Magazins *Spiegel* vor einem Jahr: Elf Prozent der Befragten meiden Histamin – obwohl wissenschaftlich nicht einmal klar belegt ist, dass es eine Histamin-Unverträglichkeit überhaupt gibt. Fast jeder Zehnte achtet auf glutenfreie Ernährung, obwohl nur etwa ein Prozent der Bevölkerung eine Zöliakie hat und diesen Stoff effektiv nicht verträgt. In der Schweiz dürften die Verhältnisse ähnlich sein. Die meisten Betroffenen haben in Wirklichkeit also gar keine Probleme mit den entsprechenden Stoffen.

«Unverträglichkeiten haben sich als Mode verselbständigt», schreibt die deutsche Wissenschaftsjournalistin Susanne Schäfer in ihrem Buch «Der Feind in meinem Topf?». Die «Modekranken» liessen sich einreden, Milch zu trinken, sei unnatürlich, oder glutenfreie Nahrung mache schönes Haar, und dann stellten sie umgehend ihren Speiseplan um. Eingeredet werde ihnen das von allerlei Heilern und Helfern, vor allem aus dem esoterischen Bereich.



*Durch Ernährung den sozialen Status erhöhen.*

Die boomenden Unverträglichkeiten reihen sich ein in bekannte Nahrungshysterien: Viele Konsumenten sind überzeugt, durch künstliche Aromen und Konservierungsstoffe vergiftet zu werden. Der Glaube an gesunde Bioprodukte erfasst grosse Bevölkerungsteile. Viele Menschen verzichten ganz auf tierische Produkte, auch aus gesundheitlichen Gründen. Die Befürchtungen, die zugrunde liegen, sind wissenschaftlich fast immer unbegründet.

## Prinzessin auf der Erbse

Hinter solchen Ernährungsmoden stehen aber nicht nur Ängste. Dahinter verbirgt sich oft der Versuch, sich über das Essen abzugrenzen. Während dies früher über das Verspeisen teurer Produkte wie Kaviar geschah, steht heute der Verzicht im Zentrum. Dabei werde «die Botschaft der Prinzessin auf der Erbse» ausgesendet, stellt Susanne Schäfer fest: «Ihr anderen mögt ja wahllos zugreifen, aber mein Körper bekommt nur ausgewählte Speisen. Denn er ist empfindlicher als eurer – weil edler.» Die Buchautorin formuliert es drastisch: Wer sich verzichtsorientiert ernähre, «schafft die grösstmögliche Distanz zu denen, die [...] gar keine Auswahl treffen und mit ihrem grobschlächtigen Geiermägen alles wegverdauen».

Die Manie, durch Ernährung den sozialen Status zu erhöhen, wird geschürt von Profi-

teuren. Das Angebot an «Frei von»-Nahrungsmitteln, die gegenüber normalen Produkten deutlich teurer sind, steigt ständig. «Du bist, was du nicht isst!», verkündet die Migros, um ihr breites Angebot an gluten- und laktosefreien Produkten anzupreisen. Coop spricht gar von zwei Millionen Menschen in der Schweiz, die von einer Nahrungsmittelunverträglichkeit betroffen seien – also jeder vierte Einwohner. Der Nahrungsmittelkonzern Nestlé bewirbt ebenfalls Spezialangebote: «Mit dem vollen Geschmack von Cornflakes – aber eben ohne Gluten. Hurra!» Selbst der Tourismus hat Ernährungssensible als Kunden entdeckt. So bietet das Unterengadin glutenfreie Ferien an. Und in den USA haben sich Kontaktplattformen auf die Vermittlung glutenfrei lebender Partner spezialisiert.

Die wenigen Menschen, die Milch und Gluten wirklich nicht vertragen, freuen sich vielleicht über das immer grössere Angebot an geeigneten Produkten für sie. Möglicherweise ärgern sie sich aber auch. Denn je mehr eingebildete Kranke es gibt, desto weniger glaubt man auch ihnen, dass sie tatsächlich ein Problem haben.

**Susanne Schäfer:** Der Feind in meinem Topf? Schluss mit den Legenden vom bösen Essen. Hoffmann und Campe. 240 S., Fr. 23.90

# Helvetiens verstossene Banker

Der ehemalige Kundenberater Roger K. sitzt seit Februar in einem deutschen Gefängnis und soll in die USA ausgeliefert werden. Über zwanzig weitere Schweizer Bankmitarbeiter sind zur Fahndung ausgeschrieben. Viele haben auf dem Arbeitsmarkt keine Chance mehr. Die offizielle Schweiz geht auf Distanz. *Von Florian Schwab*



Was könnte die Schweiz überhaupt tun? Privatbank Wegelin in St. Gallen, 2010.

Am 2. Februar schnappt die Falle zu: Roger K., ein ehemaliger Kundenberater der Bank Wegelin, will in Frankfurt am Main das Flugzeug für einen Interkontinentalflug besteigen. Bei der Passkontrolle leuchtet die rote Lampe auf: Interpol. Haftbefehl der USA, die in Roger K. einen «Verschwörer» sehen, der US-Bürgern bei der Steuerhinterziehung geholfen habe. Seither sitzt er in einem hessischen Gefängnis. Ein deutsches Gericht wird demnächst über die Auslieferung an die USA befinden. Als der Vater Roger K. im Gefängnis besuchen will, scheitert er an der deutschen Beamtengründlichkeit: Sein Reisepass ist seit einigen Tagen abgelaufen. ID und Führerschein genügen dem Gefängnispersonal nicht als Ausweis.

Roger K. ist in derselben Lage wie der ehemalige UBS-Spitzenmann Raoul Weil im Oktober 2013. Auch bei diesem hatte der US-Haftbefehl über das Interpol-System angeschlagen, allerdings in Italien, wo die Hotels angehalten sind, die Personalien ihrer Gäste der Polizei zu melden. Auf die Auslieferung folgte ein fast einjähriger Prozess. Am Ende – im letzten Herbst – obsiegt Weil nach einer juristischen

Materialschlacht, bei der seine Anwaltskosten die Sphären eines «Einfamilienhauses am Zürichberg» erreichten. Im Interview mit der *Weltwoche* (Nr. 46/14) bekannte er nach seinem Freispruch, er habe sich von der offiziellen Schweiz nicht alleingelassen gefühlt. «Michael Leupold, Direktor des Bundesamts für Justiz, sowie sein Stellvertreter, Rudolf Wyss, haben beim Ankläger, Devin Downing, interveniert.» Allerdings erfolglos.

## Schweiz macht keinen Finger krumm

Von solchen Interventionen ist im Fall Roger K. nichts bekannt. Im Gegenteil: In einem Brief an die Familie des Inhaftierten, datiert vom 31. März, schmettert Leupolds Amtsnachfolger als Direktor des Bundesamtes, Martin Dumermuth, die Bitte der Familie K. ab, die Schweiz möge sich «für ihre in Not geratenen Bürger im Ausland» einsetzen. «Eine Intervention des EDA im Auslieferungsverfahren zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist nicht möglich, weil die Schweiz nicht Partei ist und deshalb nicht darauf einwirken kann.» Zudem würde eine Einmischung in Verfahren

anderer Staaten «dem Souveränitätsprinzip widersprechen». Auf die Frage, warum zugunsten von Weil zumindest etwas unternommen wurde, zugunsten von Keller aber nichts, schreibt das Bundesamt für Justiz, es habe «keine Kenntnis einer derartigen Intervention in den von Ihnen genannten Fällen». Die Schweiz habe «grundsätzlich keine Möglichkeit, in ausländischen Strafverfahren zu intervenieren». Ob das wohl auch gälte, wenn im Iran ein Schweizer wegen Beleidigung des Propheten einer lebenslangen Freiheitsstrafe verbüssen müsste?

Wie dem auch sei: Die offizielle Schweiz macht im Fall Roger K. keinen Finger krumm – einmal abgesehen von dem obligaten Angebot des konsularischen Schutzes durch das Generalkonsulat in Frankfurt. Für die Familie sehe es laut einer ihr nahestehenden Person so aus, als versuche sich die Schweiz «aus der Situation zu halten».

Dabei hatte Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf als Antwort auf eine Interpellation von Anita Fetz (SP) noch Ende 2012 eine «politische Verantwortung» des Bundesrates für die in den USA in die Bredouille gekommenen Bankmitarbeiter eingestanden: «Ich weiss selbstverständlich, auch der Bundesrat weiss es, dass wir, auch wenn wir keine rechtliche Verantwortung haben, eine politische Verantwortung haben.»

Die politische Verantwortung kommt daher, dass hohe Vertreter der Schweizerischen Eidgenossenschaft den Missbrauch des Bankgeheimnisses zum Zweck der Steuerhinterziehung lange geduldet hatten und sich insgeheim wohl auch über die aus dem lukrativen Geschäft resultierenden Steuereinnahmen freuten. Noch im Herbst 2008 hatte der damalige Finanzminister Hans-Rudolf Merz an die Adresse des Auslands formuliert: «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch noch die Zähne ausbeissen.»

Tatsächlich haben sich an dem Bankgeheimnis jene Banken die Zähne ausgebissen, die wie die Bank Wegelin unversteuerte US-Kundengelder aus dem Fundus der UBS übernahmen. Die Grossbank zog sich ab 2007 inoffiziell und ab 2008 offiziell aus dem Geschäft zurück und lieferte ab 2009, gestützt auf eine notrechtliche Verordnung der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma), Kundendaten an die USA. In dem kontaminierten Geschäft mit ehemaligen UBS-Kunden war auch Roger K. aktiv. Er arbeitete ab 2007 für die Bank Wegelin in einem vierköpfigen Team, das sich von der Schweiz aus um US-Kunden kümmerte. Nach heutigem Wissensstand reiste Roger K. nicht in

die USA, sondern ging seiner Tätigkeit allein von der Schweiz aus nach – im Wissen, dass er sich nach Schweizer Recht nicht strafbar machte. Diese Einschätzung wurde von der Wegelin-Spitze gedeckt und führte zum Untergang des Traditionshauses. Anfang 2013 einigten sich die Teilhaber Konrad Hummler und Otto Bruderer mit der US-Justiz, was die Bank selber betrifft.

Ehemalige Angestellte bleiben der US-Justiz trotzdem ausgeliefert. Mindestens 25 Schweizer Banker sind in den USA angeklagt («indicted») und gelten als «Justizflüchtlinge» («fugitives»). Hilfe dürfen die Betroffenen allerhöchstens (und keinesfalls immer) von ihren ehemaligen Arbeitgebern oder deren Rechtsschutzversicherung erwarten. Die Schweizer Regierung hingegen trottet mittlerweile – «politische Verantwortung» hin oder her – vor dem Karren der Amerikaner. Wie der *Tages-Anzeiger* vor einigen Wochen aufdeckte, nutzt die Eidgenössische

ren in den USA begrenzt sind. Sie stören sich aber daran, dass die Schweiz nicht einmal mehr versucht, auf diplomatischen Kanälen oder im Kontakt mit den Betroffenen auf einen guten Ausgang hinzuwirken. In etlichen kleineren Fällen ist sogar den zuständigen Staatsanwälten in den USA der Jagdeifer vergangen. Sie sehen, dass bei einem Verfahren weder neue Informationen noch Gelder winken. Ein Zürcher Wirtschaftsanwalt hielt ein diplomatisches und politisches Signal daher für «vielversprechend». Doch Bern schweigt. Auch bei der Umsetzung des automatischen Informationsaustauschs unter den OECD-Ländern wird kein Gedanke an die «verstossenen Banker» verschwendet. Man überlässt sie einfach ihrem Schicksal. Das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen, das früher in den USA weibelte, um im Rahmen einer «Globallösung» im Steuerstreit auch Straffreiheit für die Kundenberater zu erwirken, beantwortet heute nicht einmal mehr eine Anfrage zu dem Thema.

Auch auf dem Arbeitsmarkt haben es viele ehemalige Berater von US-Kunden schwer. Das Informationsportal Bloomberg heftete sich vor zwei Wochen an die Fersen von «America's Most-Wanted Swiss Bankers». Die meisten von ihnen sind durch die Anklage in den USA in ernsthafte Schwierigkeiten geraten. Sie wissen, dass sie es nur unter Inkaufnahme millionenteurer Anwalts- und Gerichtskosten auf einen Prozess ankommen lassen können. Bei weitem nicht alle sind in der Lage, dies zu stemmen. Ihr Leben liegt in Trümmern.

Aus Angst vor der eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) machen die Arbeitgeber einen weiten Bogen um die ehemaligen Banker. Auf Anfrage relativiert die Finma das Problem: «Allfällige Untersuchungen von ausländischen Behörden stellen nach schweizerischem Aufsichtsrecht nicht automatisch einen Grund dar, die Gewähr einer Person in Frage zu

stellen.» Zudem gelte vor jeder strafrechtlichen Verurteilung der «Rechtsgrundsatz der Unschuldsumutung». Eine Neuurteilung sei erst mit einer rechtsgültigen Verurteilung angezeigt. Den Betroffenen ist dies ein schwacher Trost: Sie gelten auf dem Finanzplatz als Quarantänefälle. In einem Fall drohte eine Grossbank die Beziehung zu einer Vermögensverwaltungsfirma abzubrechen, als diese ehemalige Wegelin-Mitarbeiter anstellen wollte.

#### «Kleine Bankangestellte»

Der Steuerstreit mit den USA entwickelt sich für die Betroffenen zu einem Elend ohne Ende. Auch für den Finanzplatz insgesamt ist kein Ende abzusehen. Laut Einschätzungen fachkundiger Experten ist den USA der Grossteil der Banker in dem heiklen US-Geschäft mittlerweile bekannt – davon der überwiegende Teil aus Selbstanzeigen, andere aus Datenlieferungen der Banken oder der Eidgenössischen Steuerverwaltung. Mit anderen Worten: Auch wenn sich derzeit viele Bankmitarbeiter von der Sekretärin bis zum Kundenberater gegen die Herausgabe ihrer Namen an die USA wehren – die für die USA wichtigen Fische zappeln bereits im Netz. Zu befürchten haben wohl nur noch diejenigen etwas, die nach 2008 noch aktiv neue US-Kunden mit un versteuertem Geld angeworben haben. Das ist eine überschaubare Zahl.

Unbill zu gewärtigen ist aber auch seitens anderer Länder: In Deutschland gehört die Drohung mit strafrechtlicher Verfolgung der «Helfershelfer» seit etlichen Jahren zum Standardarsenal. Auch aus Frankreich vernimmt man entsprechende Töne. Solange die Schweiz wort- und tatenlos zusieht, wie «kleine Bankangestellte» (Anita Fetz) im Ausland kriminalisiert werden, ist ein Ende dieser Anklagen nicht abzusehen. Mitangeklagt sind jedes Mal die Schweiz und ihr Bankgeheimnis. Oder das, was man vor 2010 darunter verstand. ○

### Bloomberg heftete sich an die Fersen von «America's Most-Wanted Swiss Bankers».

Steuerverwaltung intensiv das Doppelbesteuerungsabkommen mit den USA, um gemeinsam mit Kundendaten auch die Namen von Bankmitarbeitern an die US-Behörden zu liefern. Wir erinnern uns: Bei der Ermächtigung zur Lieferung von Mitarbeiterdaten durch den Bundesrat hatten sich die Betroffenen das Recht erkämpft, an Schweizer Gerichten dagegen vorgehen zu können. Die Lieferung ihrer Namen auf dem Umweg des Doppelbesteuerungsabkommens höhlt diesen Schutz aus.

Was könnte die Schweiz überhaupt tun? Die Angehörigen von Roger K. wissen, dass die Einflussmöglichkeiten auf das Auslieferungsverfahren in Deutschland oder das Strafverfah-

# Volg. Im Dorf Daheim. In Stein zuhause.



**Im Dorf geht's  
um die Wurst!**

Metzgermeister Philip Fässler ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Appenzeller Siedwurst ist im Volg Stein (AR) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



**Volg**  
frisch und fründlich



Im Bauch des Wals: SRF-Moderatoren Epiney, Stauber, Salzgeber, Hartmann, Wannenmacher.

# Sind TV-Journalisten Staatsbeamte?

Die SRG will ein neues Gebührenmodell. Kritik am «Staatsfernsehen» brandet auf. Sind TV-Journalisten demnach eine Art Staatsbeamte? Die Polemik ist interessant, aber sie greift zu kurz.

Von Kurt W. Zimmermann

Das Beispiel machte Schlagzeilen. Das Beispiel machte Schlagzeilen, weil es keine Schlagzeilen machte.

Als die Journalisten des Schweizer Fernsehens in den Keller von SVP-Nationalrat Oskar Freysinger stiegen, fiel ihnen eine Fahne an der Decke auf. Es war die deutsche Reichskriegsflagge. Die ist zwar nicht verboten, aber ein Symbol der Rechtsextremen.

Zwei Wochen später kandidierte Freysinger für den Walliser Staatsrat. Das Fernsehen hielt die Information darum zurück. Es strahlte die Sequenz mit der Flagge erst nach der Wahl aus.

Es ist dies ein hübsches Beispiel von Beamtenmentalität. Beruflicher Ehrgeiz und journalistischer Anspruch treten hinter Risikoscheu und Absicherung zurück.

Sind TV-Journalisten Staatsbeamte?

Die Frage entscheidet sich bei der Arbeitsmentalität genauso wie bei den Anstellungsbedingungen. Beginnen wir mit Arbeitszeit und Urlaub. Nehmen wir einen 56-jährigen Bundesbeamten. Er arbeitet beim Bundesamt für Kultur an der Hallwylstrasse in Bern. Seine

Arbeitszeit pro Woche beträgt 41,5 Stunden. Er hat sechs Wochen Ferien im Jahr.

**Siebeneinhalb Wochen Ferien im Jahr**

Nehmen wir einen 56-jährigen TV-Journalisten. Er arbeitet beim «Kulturplatz» an der Fernsehstrasse in Zürich. Seine Arbeitszeit pro Woche beträgt 40 Stunden. Er hat siebeneinhalb Wochen Ferien im Jahr.

So betrachtet, ist der Journalist vom «Kulturplatz» kein Beamtentyp. Er ist deutlich bessergestellt als sein entfernter Berufskollege vom Bundesamt für Kultur.

Sind TV-Journalisten Staatsbeamte? Zur Frage ist als Erstes zu definieren, was einen Beamten ausmacht und was sein wichtigstes Berufsmerkmal ist. Ein Beamter hat keine Konkurrenz.

Staatsangestellte sind Monopolisten. Sie, und nicht der Kunde, diktieren den Prozess. Im öffentlich-rechtlichen Raum entscheidet der Lieferant. Wir könnten es uns nun einfach machen und diese Systematik ungeprüft auf die Journalisten des öffentlich-rechtlichen Fernsehens übertragen. Es ist etwas komplizierter.

Beginnen wir mit einem Besuch im Deutschschweizer TV-Studio in Leutschenbach bei Zürich. Manchmal ist der äussere Eindruck einer Institution aussagekräftig für deren inneren Zustand. Wer jemals das Schweizer Fernsehen besuchte, wird es nie mehr vergessen. Man geht durch endlose Gänge mit dunkel schimmernden Linoleumböden, alle auf Hochglanz poliert, an denen sich links und rechts Dutzende von Büros und Kleinzellen aufreihen, alle mit Namensschild, alle mit verschliessbarer Tür.

Demnach wären die Journalisten des Schweizer Fernsehens beamtete Bewohner eines publizistischen Biotops, frei von den Fährnissen der Welt und des Wettbewerbs.

Das ist nicht ganz falsch, aber es ist auch nicht richtig.

Im Schweizer Fernsehen treffen zwei Mentalitäten aufeinander. Es gibt, wie auch in der Privatwirtschaft, einen zunehmenden Verbeamtungs- und Controlling-Druck aus der Zentralorganisation. Diese Bürokratisierung hat zugenommen, seit Fernsehen und Radio





Fernsehmacher im Fronteinsatz. Sie wollen möglichst unterhaltende und möglichst informative Sendungen produzieren. Der Esprit und Ehrgeiz an TV-Redaktionssitzungen ist nicht geringer als in privaten Medienhäusern. Das bestätigen nahezu alle Journalisten, die in den letzten Jahren von grossen Verlagen zu SRF gewechselt sind.

Dennoch, es gibt Unterschiede. Der Soziologe Max Weber hat schon 1922 eine Besonderheit des Beamtenstatus beschrieben. Es ist das feste Gehalt, das sich strikt am hierarchischen Rang orientiert. Der Leistungslohn ist in Amtsstuben kein Thema.

Die Lohnstruktur beim TV kann also ein guter Indikator für die Verbeamtung der Organisation SRF sein. Jetzt wird es komplex.

In seinem internen Lohnsystem legt das Fernsehen für einen Job eine Schlüsselfunktion fest, die mit Punkten katalogisiert wird. Daraus leitet sich der Richtlohn ab, ein technischer Wert, der in dieser Schlüsselfunktion maximal erreicht werden kann. 75 Prozent dieses Richtlohns werden nun als Minimallohn definiert. Auf diesen Minimallohn wird dann der Funktionslohn aufgesetzt, der das persönliche Profil des Mitarbeiters bewertet. Über die Jahre kann damit der Funktionslohn schrittweise an den Richtlohn der Schlüsselfunktion herangeführt werden.

Hat es jemand verstanden? Es tönt jedenfalls nicht unbedingt nach dynamischer Marktwirtschaft.

All das ist im Gesamtarbeitsvertrag (GAV) mit der Gewerkschaft Schweizer Syndikat Medienschaffender detailliert festgelegt. Rund 60 Prozent der TV-Mitarbeiter sind gewerkschaftlich organisiert. Der Organisationsgrad ist damit deutlich höher als etwa jener der Bundesbeamten. Der Personalverband des Bundes kommt nur auf eine Reichweite von etwa 25 Prozent.

Rund um Lohnfragen und GAV hinterlässt das Fernsehen damit den Eindruck eines lupenreinen Staatsbetriebs, bei dem die finanzielle Absicherung im Vordergrund steht. Aber auch hier ist zu differenzieren.

Erfahrene Journalisten, die von der Presse zum Fernsehen wechseln, müssen eine spürbare Lohneinbusse in Kauf nehmen. «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz etwa, zuvor stellvertretender Chefredaktor von «Schweiz am Sonntag», kam bei seinem Wechsel auf ein Gehalt von nicht mehr 140 000 Franken. Das ist weniger, als er zuvor im Zeitungsmarkt erreichte. Christine Maier wiederum, die als Präsentatorin von «10 vor 10» neue Chefin des *Sonntagsblicks* wurde, konnte ihr vormaliges TV-Salär bei Ringier verdoppeln. Jüngere, weniger erfahrene Journalisten, die von Lokalsendern in die SRF-Informationen wechseln, starten heute mit einem Lohn von 6000 Franken. Das ist ungefähr so viel, wie ein Printjournalist schon vor zwanzig Jahren zum Karrierebeginn bekam.

Die Niedriglohnpolitik im öffentlich-rechtlichen TV geht auf den früheren Programmdirektor Peter Schellenberg zurück. Er war immer darauf bedacht, die Saläre tief zu halten, da er die Ehre, beim Schweizer Fernsehen arbeiten zu dürfen, als Lohnkompensation betrachtete. Das ist bis heute so geblieben. Selbst ein Anchorman oder eine Frontfrau der «Tagesschau», des «Sportpanoramas» und von «10 vor 10» kommt kaum auf mehr als 140 000 Franken im Jahr. Das ist ein internationaler Tiefstwert.

### Saunalandschaft im TV-Gelände

Nur eine kleine Schicht von Star-Moderatoren wie Sven Epiney, Rainer Maria Salzgeber und Stephan Klapproth kann diese Politik mit Auftritten an öffentlichen Veranstaltungen überkompensieren. Pro Moderation können sie Gagen von bis zu 10 000 Franken verlangen.

Insofern sind normale TV-Journalisten den Beamten finanziell nicht gleichgestellt. Ein Beamter im Kanton Zürich, dessen Funktionsstufe jener eines redaktionellen Ressortleiters vergleichbar ist, bezieht ein 30 bis 40 Prozent höheres Gehalt als sein Pendant bei der SRG.

Viele begabte Journalisten bleiben dennoch jahrzehntelang beim Schweizer Fernsehen. Hansjürg Zumstein und Hanspeter Bäni, die besten und mehrfach prämierten Dokumentarfilmer des Landes, sind gute Beispiele dafür. Sie sind beim TV, weil sie hier die Arbeitsbedingungen finden, die sie suchen. Sie können monatelang zu Themen wie UBS, Philipp Hildebrand und dem Fall «Carlos» recherchieren. Wegen des hohen Verwertungsdrucks ist eine solch zeitintensive Aufarbeitung in privaten Medienhäusern längst nicht mehr möglich.

Nun kann man einwenden, genau dies mache die Beamtenmentalität aus. Beamte, weil vom Steuerzahler und nicht vom Markt finanziert, hätten ein verzerrtes Verhältnis zu Zeitaufwand und Effizienz: Sie lehnen sich zurück. Sie vergeuden Zeit.

---

### Die Niedriglohnpolitik geht auf den früheren Programmdirektor Peter Schellenberg zurück.

---

Das ist mit Blick auf das Staatsfernsehen wiederum nicht ganz falsch. Aber es ist auch nicht richtig.

Tatsächlich sind die Redaktionen der TV-Gefässe recht üppig ausgestaltet. Beim öffentlichen Fernsehen gab es in den letzten Jahren keine Sparübungen. Anders als in den privaten Verlagen, bei denen der redaktionelle Personalbestand massiv schrumpfte, blieb er beim Fernsehen gewahrt und wurde im Programmteil zum Teil sogar ausgebaut. Der steigende Produktivitätsdruck der Medienbranche schlug beim TV nicht durch.

Die «Tagesschau» zum Beispiel beschäftigt in Zürich um die siebzig Mitarbeiter, dazu lie-

im Zuge der Konvergenz organisatorisch verschmolzen sind.

Der Widerstand gegen die Verbürokratisierung von oben zeigt sich vor allem bei den Journalisten von unten. Hilfreich ist hier die Rekrutierungspolitik des Fernsehens. Neue Köpfe auf den Redaktionen kommen vielfach von den privaten TV- und Radiosendern. Sie wurden hier in einem hochgradig arbeitsintensiven Arbeitsklima sozialisiert. Längere Arbeitszeiten und tiefere Löhne sind bei Tele Züri, Radio Energy oder Tele Top selbstverständlich.

### Ausserordentlich hohe Identifikation

Diese Grundhaltung ändert sich nicht schlagartig beim Erstkontakt mit dem Portier in Leutschenbach. Ein gewisser anfänglicher Hunger, so beobachten TV-Routiniers, kommt manchen Neuankömmlingen allerdings mit der Zeit etwas abhanden und weicht einem leicht satten Wohlgefühl – man ist im Bauch des Wals angekommen.

Fernsehen ist ein dynamisches Geschäft. Unter heutigen TV-Journalisten gibt es keinen, der sich mentalitätsmässig als Staatsbeamten definieren würde. Man sieht sich als Angestellter einer speziellen Firma, wie es keine zweite gibt im Land. Die Identifikation mit dem Arbeitgeber ist ausserordentlich hoch, nicht unbedingt das Merkmal von Staatsangestellten.

Im Vordergrund steht das Alltagsgeschäft. TV-Journalisten sehen sich in ihrem Selbstverständnis als unabhängige und professionelle

**BEOBSACHTER TV****Experten im Einsatz**

**Neue  
Staffel**  
ab 10. Mai  
auf SRF 1

# Wir helfen Ihnen!

Zoff mit dem Steueramt, Ärger beim Wohnen, eine schwierige Familiensituation oder drückende Schulden – Jürg Keim und das Beratungsteam des Beobachters helfen Menschen, die vor grossen Herausforderungen stehen. Die neue Staffel von Beobachter TV, Experten im Einsatz: ab 10. Mai 2015 jeden Sonntag um 18.15 Uhr auf SRF 1. [www.beobachtert.v.ch](http://www.beobachtert.v.ch)

Beobachter TV wird  
Ihnen präsentiert von:



**CSS**  
Versicherung

Teilnehmen an der Sendung: [anmeldung@beobachtert.v.ch](mailto:anmeldung@beobachtert.v.ch)

**SRF**

Schweizer Radio  
und Fernsehen

fern rund fünfzig angestellte Korrespondenten und feste Mitarbeiter aus dem Ausland, dem Bundeshaus und den Regionen. Die «Tagesschau» ist eine der letzten Saunalandschaften im TV-Gelände. Sie ist in den letzten Jahren zwar deutlich journalistischer geworden. Aber wenn man es wirklich darauf anlegt, eine ruhige Kugel zu schieben, ist sie weiterhin eine gute Adresse. Das zeigt sich zum Beispiel am Wochenende. Dann ist die «Tagesschau» jeweils schlechter gemacht als unter der Woche. Die Redaktoren nämlich, die am Samstag und Sonntag arbeiten, bekommen diese Arbeitszeit doppelt kompensiert. Es melden sich also die Faultiere und die Verbeamteten. Wer regelmässig am Wochenende im Büro ist, kann mit einem 60-Prozent-Einsatz eine 100-Prozent-Stelle ausfüllen.

Sonst allerdings gibt es in den Arbeitsprozessen keine allzu grossen Unterschiede mehr zwischen den Anforderungen in privaten Medienunternehmen, bei privaten TV-Sendern und den SRF-Gefässen. Wer bei «10 vor 10», bei «Schweiz aktuell» oder bei «Glanz & Gloria» arbeitet, der muss auch zwölf Stunden am Tag hinlegen können.

Vierzig-Stunden-Woche ist nicht die Norm. Nur eine Minderheit, oft ältere Mitarbeiter, listet akribisch jede Minute auf, die man im Betrieb verbringt. Dennoch unterscheiden sich die SRF-Redaktionen in einem Punkt fundamental von ihren Berufskollegen der Privatwirtschaft: Sie haben keinen Wettbewerbsdruck. Sie kennen keinen direkten Wettbewerb. In ihrer Unternehmenskultur ist eine echte Wettbewerbsorientierung nicht zu erzeugen. Es gibt keine Konkurrenz. In diesem Sinne sind sie gefangen in der klassischen Beamtenfunktion des monopolistischen Dienstleisters ohne echte externe Mitbewerber.

Der Redaktor des *Tages-Anzeigers* greift am Morgen als Erstes zur *Neuen Zürcher Zeitung*, um zu überprüfen, welches der beiden Blätter die besseren Storys hat. Der Internetjournalist von *Handelszeitung.ch* klickt sich immer wieder beim Mitbewerber *Fuw.ch* ein; der Radiojournalist von Radio Zürisee hört regelmässig beim Konkurrenten Radio Central rein. Konkurrenzbeobachtung ist ein Dauerreflex.

Mit wem aber sollen sich die SRF-Mitarbeiter messen? Die privaten TV-Sender aus den Medienhäusern können es nicht sein. In der

die Einschaltquote, übers Jahr gesehen, nicht mehr das finale Mass des Erfolges sei. «Beim Service public bemisst sich der Erfolg an der Qualität wie an der Quote», sagt de Weck gern. Ein hübsches Modell, so kann er jede Sendung als Erfolg deklarieren. Bleiben die Zuschauer aus, dann war es eben grandiose Qualität.

Bisher hat sich dieser Wandel nicht in generell sinkenden Marktanteilen von SRF niedergeschlagen. Sie liegen weiterhin über dreissig Prozent. TV-Mitarbeiter registrieren jedoch mit Skepsis, dass der Verzicht auf den Quotendruck eine schleichende Verbeamtung einzuleiten beginnt. Der Ehrgeiz, bei den Zuschauerzahlen noch besser zu werden, nimmt ab. Auch die interne Konkurrenz schläft ein. Am besten waren «10 vor 10» und «Tagesschau», als die beiden Gefässe erbittert um den Zuspruch des Publikums kämpften. Inzwischen ist solche Rivalität nicht mehr gefragt.

### TV-Journalisten wollen Quote

Roger de Weck neigt dazu, die staatspolitische Funktion des Service public zu überhöhen. Er tut es, weil er der Politik dadurch günstige Rahmenbedingungen für sein Unternehmen

Identisch verhalten sich das Fernsehen und die privaten Verlage auch bei einem wesentlichen Element der Arbeitskultur, nämlich der Zeiterfassung ihrer Angestellten. Zeiterfassungssysteme sind einer der besten Indikatoren für den Index der Beamtenmentalität. Sie bilden das Flair zur bürokratischen Kontrolle ab.

### Kein Wettbewerbsdruck

In kantonalen Verwaltungen sind die Mitarbeiter gehalten, ein persönliches, EDV-gestütztes Zeitkonto protokollarisch zu führen. Täglich festzuhalten sind Arbeitsbeginn, Arbeitsende und Unterbrüche. Das Zeitkonto muss mindestens einmal im Monat vom Vorgesetzten visiert werden. Eine vergleichbare Praxis gilt in der Bundesverwaltung. Erst ab Lohnklasse 24, also bei gehobenen Kadern, ist man von der detaillierten Zeiterfassung befreit.

Private Verlage sehen das lockerer. Journalisten in Häusern wie NZZ, Tamedia und Ringier bewirtschaften keine detaillierten Zeitkonten.

Bei der SRG setzt man auf eine ähnliche Praxis. Die TV-Journalisten führen ebenfalls nur eine Art privates Milchbüchlein. Beamtenhafte Kalkulation zur allfälligen Verletzung der

Information stöpseln sie allenfalls ein paar Regional-News zu handgestrickten Nachrichtenblöcken zusammen. Mit Dokumentationen, politischen Magazinen, Serien, Soaps, Sport und Gameshows sind sie überhaupt nicht präsent. Der Kanal 3+, der einzige private Konkurrent mit einem breiten Programmangebot, kommt auch im jüngeren Publikumssegment nicht über einen Marktanteil von drei Prozent hinaus. Zudem eignen sich die ausländischen Kanäle nicht als Benchmarks, weil ihnen die Swissness fehlt.

In diesem Wettbewerbsvakuum haben darum die frühere Programmdirektorin Ingrid Deltenre und der frühere SRG-Generaldirektor Armin Walpen eine Ersatzwährung des Erfolgs postuliert. Sie machten Druck auf die Einschaltquoten und Marktanteile. Ohne Erfolg beim Publikum, so ihre Doktrin, sei die öffentliche Finanzierung langfristig nicht zu rechtfertigen. «Kein Service sans public», war Walpens dauernde Botschaft. Populäre und populistische Formate bis hin zu Reality-TV waren die Konsequenz dieser Performance-Anforderung.

Die Nachfolger Rudolf Matter und Roger de Weck haben diese Erfolgsschöpfung abgeschwächt. Intern haben sie kommuniziert, dass

abhandeln kann. Gleichzeitig geht de Weck damit ein unternehmenskulturelles Risiko ein. Er signalisiert unterschwellig eine Geringschätzung des journalistischen Ehrgeizes. Er positioniert das Schweizer Fernsehen wieder stärker als öffentlichen Programmverwalter, der sich in staatstragend-bedeutungsschwerer Verantwortung ergehen darf. Er positioniert SRF weniger als populär-publizistische Erfolgsmaschine, die mit volksnahen Formaten am liebsten alle Zuschauerrekorde bricht. Die meisten TV-Journalisten sehen es umgekehrt als er. Sie wollen Quote.

Sind TV-Journalisten Staatsbeamte? Es gibt Indizien für eine Beamtenkultur im Schweizer Fernsehen. Diese Haltung findet sich in den Strukturen und der Bürokratie, also dort, wo vor allem die SRG-Zentrale das Sagen hat. Es gibt Indizien aber auch dafür, dass das Schweizer Fernsehen nicht weit von privatwirtschaftlicher Denkweise entfernt ist. Diese Haltung findet sich vorwiegend im Programm, also dort, wo primär die Journalisten den Ton angeben.

Sind TV-Journalisten Staatsbeamte? Wenn auf die Frage nur ein Ja oder ein Nein als Antwort zulässig ist, dann lautet die Antwort: Nein. ○

---

# Pedaleur der Zukunft

---

Der 21-jährige Thurgauer Stefan Küng ist das grösste Radsporttalent, das die Schweiz seit langem gesehen hat. Es lohnt sich, ihn in den nächsten drei Wochen am Giro d'Italia genau zu verfolgen.

Von Martin Born



*Erfolg mit historischer Dimension:* Nachwuchshoffnung Küng.

Man nennt sie «baroudeurs». Wie so oft im Radsport lassen sich die französischen Bezeichnungen nur schwer übersetzen. Deshalb nennen wir sie auch bei uns Baroudeure: Kämpfer, Abenteurer, Haudegen. Für den «Dictionnaire Larousse» sind es Personen, die den Krieg, den Kampf lieben und die viel gekämpft haben. Dynamische Personen, die das Risiko lieben.

Baroudeure sind ein fester Bestandteil jedes Radrennens. Sie greifen früh an, verbünden sich mit Gleichgesinnten zu Spitzengruppen, radeln während langer Stunden im Wind vor dem Feld, werden dabei mit Fernsehpräsenz belohnt – und enden meist als tragische Helden. Denn unter den Favoriten behält man sie unter Kontrolle und lässt sie nur so lange gewähren, als man sie nach kurzer und erbarungsloser Verfolgungsjagd kurz vor dem Ziel wieder einholen kann.

Als Baroudeur versuchte sich am Tag der Arbeit, in der vierten Etappe der Tour de Romandie, auch der jüngste Fahrer im Feld: Stefan Küng, 21 Jahre alt, Thurgauer aus Wilen und längst bekannt als grösste Hoffnung des Schweizer Radsports. Als er zusammen mit drei anderen Tapferen kurz nach dem Start in La Neuveville angriff, hatte er mehr im Sinn, als sich und sein rotschwarzes Leibchen zu zeigen und damit Werbung für Sponsor BMC zu machen. Im trostlosen Regen setzte er sich ein höheres Ziel: Er wollte das Unmögliche schaffen und die Etappe gewinnen. Das Finale von Freiburg hatte er in der Woche zuvor rekonstruiert. Er wusste, wo er angreifen und wie er die Aktion zu Ende führen musste: im Stil eines grossen Zeitfahrers.

Im Feld traute man den Ausreissern nicht. Mit dem Belgier Jan Bakelants gehörte ein Fahrer zum Quartett, der 2013 eine Tour-de-France-Etappe gewonnen hatte; also hielt man die Gruppe an der kurzen Leine. Nur etwas mehr als zwei Minuten betrug der Vorsprung 25 km vor dem Ziel. Das ist im Normalfall ein Todesurteil. Doch dann griff Küng in der Spitzengruppe an. Keiner konnte ihm folgen, und als er die Ziellinie als Sieger überquerte, lagen die ersten Verfolger über eine halbe Minute zurück, das Feld sogar 52 Sekunden. Küng genoss die Momente seines ersten Siegs in einem Rennen der obersten Kategorie (World Tour).

### Traum von Olympia

Allen war sofort klar: Hier gewann nicht nur ein grosses Talent, hier siegte ein ganz Grosser der Zukunft. Einer, der neben starken Beinen, Herz und Lunge auch die wichtigste Voraussetzung zum Champion mitbringt: die Fähigkeit zu leiden – und dabei sogar noch Spass zu haben. «La tête et les jambes», sagen die Franzosen. Die Reporter des Tessiner Fernsehens, die den Radsport schon immer besser spürten als ihre anderssprachigen Schweizer Kollegen, schwärmten von einem «historischen Sieg».

Der neue Fabian Cancellara? Der nächste Bradley Wiggins? Parallelen gibt es sowohl zum Olympiasieger im Zeitfahren, der zum Dominator der «Classiques du Nord» (Flandern-Rundfahrt, Paris-Roubaix) wurde, als auch zum dreifachen Olympiasieger auf der Bahn, der nach einer Metamorphose zum Tour-de-France-Sieger wurde. Wie sein Berner Landsmann und wie der geadelte Brite ist Küng mit seinen 1,94 Meter Körpergrösse ein geborener Roller. Mit Cancellara verbindet ihn die Freude am Kampf gegen die Uhr und die Liebe zu den Kopfsteinpflastern in der «Hölle des Nordens», mit Wiggins die Ausbildung zum Meister auf der Bahn.

Zeitlich ist Küng den beiden sogar etwas voraus. Cancellara, der seine ersten Profi-Erfolge in Zeitfahren herausfuhr, war 23-jährig, als er bei der Katar-Rundfahrt seine erste Etappe mit Massenstart gewann. Im gleichen Alter wurde Wiggins erstmals Weltmeister in der Einzelverfolgung – was dem 21-jährigen Küng im vergangenen März in Paris auf eindrucksvolle Art gelang. Im Final gegen den australischen Weltrekordhalter über die WM-Distanz

---

### Der neue Fabian Cancellara? Der nächste Bradley Wiggins? Zeitlich ist er den beiden sogar voraus.

---

von 4000 Metern, Jack Bobridge, verwandelte der Langsamstarter einen Rückstand von über viereinhalb Sekunden im Verlauf einer fantastischen Steigerungsfahrt in einen Vorsprung von 269 Tausendstel. Dem Schweizer Fernsehen war diese Leistung am Ende der Sendung «Sport aktuell» gerade mal ein 20-Sekunden-Beitrag wert – eine masslose Unterbewertung.

Dabei hatte bereits dieser Erfolg eine historische Dimension: Nie zuvor hatte ein Schweizer Profi bei einer Weltmeisterschaft die Einzelverfolgung gewonnen, sich also in jener Disziplin durchgesetzt, die mit dem Sprint und den Steherrennen die Geschichte des Bahnrennsports prägt. Gerrit Peters war 1946 der erste Weltmeister, es folgten Fausto Coppi und Gerrit Schulte. Rudi Altig, Francesco Moser, Gregor Braun, Chris Boardman oder eben Bradley Wiggins sind weitere grosse Namen in der Siegerliste. Schade nur, dass die traditionelle Einzelverfolgung nach Peking aus dem Olympiaprogramm gestrichen wurde und dem TV-gerechteren Teamsprint weichen musste. Bahn-Nationaltrainer Daniel Gisiger spricht in diesem Zusammenhang von einem «Skandal».

Für die Olympischen Spiele 2016 in Rio wäre Küng ein heisser Anwärter auf Gold gewesen. Vielleicht wäre es gar zum Traumfinal gegen Wiggins gekommen, der seine Karriere gerne auf der Bahn beenden möchte. Für den Thurgauer und den um dreizehn Jahre älteren Londoner bleibt Brasilien trotzdem ein wichtiges Ziel: Beide träumen von einer Medaille in der Mannschaftsverfolgung.

Der Bahnvierer ist das wohl schönste Schweizer Olympiaprojekt für 2016. Vor zehn Jahren begann es am Nullpunkt. Damals fragte man sich, ob es auf der Bahn nach Bruno Risi noch Leben geben würde. Ex-Profi Daniel Gisiger glaubte daran und suchte Junioren, die sich dafür begeistern liessen. Ohne Geld legte er los. Heute ist das Schweizer Team auf bestem Weg, sich für Rio zu qualifizieren und von einer Medaille träumen zu dürfen. Dank Lokomotive Küng und Talenten, die sich gegenseitig antreiben.

Dabei hat dieser die Bahn als 15-Jähriger eher durch Zufall entdeckt: Er war gerade zur Stelle, als für den Hugo-Koblet-Film «Pédaleur de Charme» Statisten gesucht wurden. Zwei Jahre später gewann er zusammen mit Théry Schir erstmals EM-Gold bei den Junioren, 2013 wurde er U-23-Europameister in der Einzel- und in der Mannschaftsverfolgung, ein weiteres Jahr später holte er auch auf der Strasse zwei dieser Titel. So erhielt Küng viel früher als geplant einen Profi-Vertrag im BMC-Team von Andy Rihs.

Andere, die in diesem Alter den grossen Schritt wagen, sehen sich als Lehrlinge und erstarren angesichts der grossen Namen vor Respekt. Doch Küng wollte mehr. Er spürte, dass er als starker Roller mit den Stars der Szene mithalten konnte, wenn die grossen Mannschaften im Finale leidenschaftlich und rücksichtslos um die besten Positionen kämpften. Als sich einer wie Mark Cavendish über Kungs jugendliche Respektlosigkeit beschwerte, lachte er nur und dachte: «Du hast es doch genau gleich gemacht.»

### Kaffee, Kuchen und Ehrgeiz

Nicht dass er überheblich wäre. Ganz im Gegenteil: Küng ist zugänglich gegenüber allen. Nach seiner letzten erfolgreichen Saison lud er «alle Interessierten» zu Kaffee und Kuchen ins Kirchen- und Gemeindezentrum Wilen ein. Er weiss, dass er noch viel lernen muss. Zwar will er unbedingt gewinnen, doch den Weg an die Spitze hält er für noch wichtiger als das Ziel.

Küng gehört zu den Intelligenten im Feld. Die Schule hat er mit der Matura abgeschlossen. Er ist ebenso ehrgeizig wie lernfähig, und sein Selbstvertrauen ist gepaart mit gesundem Realismus. Er will viel, aber nicht zu viel. Die Berichte auf seiner Website sind so geschrieben, dass sie auch einer Zeitung gut anstehen würden. Und wenn er, wie nach seinem Etappensieg in der Tour de Romandie, auf Französisch antwortet, hört man keinen «accent fédéral».

Stefan Küng wird den Radsportfans noch viel Freude bereiten. Es lohnt sich also, ihn in den nächsten drei Wochen genau zu verfolgen. Mit dem Giro d'Italia bestreitet er seine erste grosse, dreiwöchige Rundfahrt. Sie beginnt am Samstag mit einem Zeitfahren über 17,6 Kilometer. Die Strecke an der ligurischen Küste zwischen San Lorenzo al Mare und San Remo ist flach – und damit perfekt auf den 1,94 Meter grossen Roller zugeschnitten. ○



«Die letzte perfekte Diktatur»: Jugendliche zertrümmern ein Polizeiauto, Baltimore, April 2015.

## «Entschädigung für Brutalität»

«Die brutalsten Polizisten sind Schwarze», sagt Drehbuchautor David Simon, der Baltimore mit der TV-Serie «The Wire» ein wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt hat. Die Rassenunruhen seien das Ergebnis eines brutalen Drogenkriegs, der die Cops zu völliger Willkür ermächtigte. *Von Bill Keller*

**Mr Simon, was müssen Aussenstehende wissen, wenn sie die Ereignisse in Baltimore verstehen wollen?**

Man muss sehr viel wissen, und ich bin nicht sicher, ob ich selbst alles verstanden habe. Eine der systembedingten Ursachen für die Gewalt ist, dass sich durch den Drogenkrieg das Verhältnis zwischen der Polizei und der Bevölkerung verändert hat, vor allem zwischen den Schwarzen und der Polizei. Schon in den 80ern, frühen 90ern, als ich Polizeireporter war, bestand für Polizisten immer weniger die Notwendigkeit, die Grundrechte der Einwohner von Baltimore zu achten. Fast könnte man sagen, dass planmässig vorgegangen wurde – dass die Stadtverwaltung, die Polizeichefs und die Bürgermeister einen Plan hatten. Wer zu den unteren Bevölkerungsschichten gehörte, erlebte ein extrem übergriffiges, willkürliches Verhalten seitens der Polizei.

Und als es mit dem Kokain in Baltimore losging und die Stadt über viele Strassen die Kontrolle verlor, gerieten alle in Panik. Im Grunde wurde beschlossen, dass selbst der 4. Verfassungszusatz [der die amerikanischen Bürger vor staatlichen Übergriffen schützen soll; Anm. d. R.] ausser Kraft gesetzt wurde. Von da an war alles möglich. Der Stadtrat erliess eine Bestimmung, nach der bestimmte Quartiere drogenfrei sein sollten. Man erklärte buchstäblich ein Viertel bis ein Drittel von Baltimores Innenstadt zur Sperrzone. Wer in diesen Gebieten erwischt wurde, wurde festgehalten und durchsucht. Es brauchte keinen Tatverdacht mehr. Die Polizei bekam praktisch die Lizenz, auf den Strassen völlig willkürlich zu agieren und jeden nach Belieben einzukassieren.

**Welche Rolle spielt die Rassenfrage? Baltimore ist eine mehrheitlich schwarze Stadt. Inzwischen gibt es eine schwarze Bürger-**

**meisterin und einen schwarzen Polizeichef, und sehr viele Polizisten sind Schwarze.**

Was hat Tom Wolfe über Polizisten geschrieben? Alle werden Iren. Das steht im «Fegefeuer der Eitelkeiten». Als ich für mein Buch «The Corner» recherchierte, war schnell klar, dass die brutalsten Polizisten im Western District Schwarze waren. Die Typen, die einen bedenkenlos zusammenschlugen, waren schwarze Polizisten. Wenn ich es mir genau überlege, würde ich sagen, dass der Drogenkrieg irgendwann nicht nur mit der Klassenfrage und mit sozialer Kontrolle zu tun hatte, sondern auch mit Rassismus. Wenn afroamerikanische Polizisten Leute brutal zusammenschlugen, zu deren Schutz sie eigentlich da sind, und weit und breit kein einziger Weisser auf der Strasse zu sehen ist, dann ist das schon sehr bemerkenswert. Aber in gewisser Weise wurden die Polizisten ja dazu ermächtigt.

Der Drogenkrieg war letztlich ein Instrument der sozialen Kontrolle. Es ging darum, die Armen unten zu halten. Die Stadt hat sich dem freiwillig ausgeliefert, angefangen mit den drogenfreien Zonen und der missbräuchlichen Praxis, die bei der älteren Generation «Demütigung» heisst. Sie ist billig und folgenlos, der Betroffene sitzt aber ein, zwei Nächte im Knast, bevor er dem Richter vorgeführt wird. Demütigung ist, wenn man jemanden wegen «Missachtung einer Anordnung» festnimmt. Oder wegen Herumlungerns. In Baltimore geht das bis in die 1960er zurück. Es ist das letzte Mittel, das ein Polizist hat, wenn er findet, dass jemand ihn auf eine Weise ansieht, die ihm nicht gefällt. Dennoch gab es damals eine Art Verhaltenskodex.

Wenn man früher in gewissen Quartieren von Baltimore einen Polizisten als *motherfucker* bezeichnete, war das kein Grund, in den Knast zu wandern, wenn der Polizist sein Handwerk verstand. Jeder wird als *motherfucker* bezeichnet. Das Wort *asshole* indes hatte eine persönliche Konnotation. Wer einen Polizisten als «Arschloch» bezeichnete, wurde eingebuchtet. Keine Ahnung, ob sich diese Abstufungen in der Brutalität des Drogenkriegs gehalten haben.

Heute gibt es keinen Kodex mehr. Meine Leute im Team von «The Wire» wurden nachts regelmässig aufgegriffen. Um eins haben wir Schluss gemacht, auf der Heimfahrt wurden sie angehalten, mitten in East Baltimore. Mein erster Assistent Anthony Hemingway wurde verhaftet – ohne Anklage. Er war einfach ein Schwarzer, der am Steuer sass, und dann hat er noch versucht, ihnen klarzumachen, dass er das Recht hat, dort zu sein, wo er gerade war. Am Ende landete er im Polizeigefängnis in der Eager Street.

Die Überlegung von Bürgermeister Martin O'Malley war ganz simpel: Wenn wir auf den Strassen für Ordnung sorgen, hören die Leute auf, sich gegenseitig abzuknallen. Wir senken die Mordrate, weil niemand mehr an den Ecken herumstehen wird. Klar, mit dem Drogenkrieg hatte alles angefangen – aber es war O'Malley persönlich, der die Sache endgültig an die Wand gefahren hat. Er hat die Polizeiarbeit in Baltimore ruiniert. Als er sein Amt antrat, hat er alles kaputtgemacht – wenn es überhaupt noch einen Rest von Strukturen gab, die man als sinnvolle Polizeiarbeit hätte bezeichnen können.

**Die Situation, die Sie beschreiben, dauert ja schon eine ganze Weile an. Was ist Ihrer Ansicht nach der Grund dafür, dass es nach**

### dem Tod von Freddie Gray zu Unruhen gekommen ist?

Weil die Litanei von polizeilicher Brutalität nun offen zutage liegt. Mit Hilfe der digitalen Revolution ist diese Geschichte nun an die Öffentlichkeit gebracht worden. Früher war es so: Ihr Wort stand gegen meines, Zeugen gab es nicht. Früher haben die Leute gesagt – und zwar zu Recht –, dass der Streifenpolizist die letzte perfekte Diktatur ist, überall in Amerika. Wenn es keine glaubwürdigen Zeugen gab, konnte er alles machen. Er konnte einen zusammenschlagen, man war völlig rechtlos. Und es kam nicht an die Öffentlichkeit. Das Smartphone mit seiner kleinen Kamera hat die Bürgerrechte revolutioniert.

### Wie wird die Sache enden? Sehen Sie einen Wendepunkt?

Wir beenden den Drogenkrieg. Ich weiss, das hört sich an wie eine Schallplatte mit einem Kratzer, aber es muss Schluss sein mit diesem Scheissdrogenkrieg. Der Drogenkrieg gibt allen Beteiligten das Recht, alles zu tun, was sie



«Freddie Gray ist ein plausibles Opfer»: «The Wire»-Autor Simon.

wollen. Die Polizisten haben das Recht, die Leute nach Belieben anzuhalten, sie zu durchsuchen und sich vor Gericht irgendwelche Lügen zurechtzubasteln.

Man sitzt im Bezirksgericht von Baltimore und hört dann Sachen wie: «Euer Ehren, er kam aus der Seitenstrasse, ich habe gesehen, wie er das Papiertütchen aufhob und leicht schüttelte.» In Baltimore ist noch nie ein Junke aus einer Seitenstrasse gekommen mit einem Papiertütchen in der Hand, sichtbar für alle. Aber vor Gericht erlebt man das immer wieder. Der Drogenkrieg macht das alles möglich. Wenn wir mit diesen drakonischen Massnahmen etwas bewirken würden, wäre das ja etwas, aber es ist einfach nur eine Katastrophe.

**Sie sagen, Sie wollen den Drogenkrieg beenden – heisst das letztlich Entkriminalisierung?**

Das heisst, das Problem auf der medizinischen Ebene angehen, entkriminalisieren. Ich verlange nicht, dass Drogen legalisiert werden, aber wenn der Chef der Staatsanwaltschaft in Baltimore heute all seinen Mitarbeitern erklärt, dass ab sofort keine Überstundenzettel mehr für Gerichtstermine unterzeichnet werden für die Verfolgung von Drogenbesitz, von Leuten, die sich in einer drogenfreien Zone aufhalten, rumlungern, Anordnungen nicht befolgen – wenn das nicht mehr geschieht, dann hört alles mit einem Schlag auf. Dann wird kein Polizist mehr für solche Sachen bezahlt – er geht stattdessen raus und macht vernünftige Polizeiarbeit. Für schlechte oder sinnlose Polizeiarbeit – das ist ein Ergebnis des Drogenkriegs – darf es keine Anreize mehr geben. Es gibt viele anständige Polizisten in Baltimore, die ihren Job mit Umsicht machen, keine Frage. Aber wenn man bedenkt, dass Baltimore im Lauf der letzten Jahre 5,7 Millionen Dollar Entschädigung für Brutalität seitens der Polizei gezahlt hat, dann ist klar, dass es zu viele Polizisten gibt, die sich an keinen Kodex halten.

Jeder Bürger ist ein potenzielles Opfer – selbst Leute, die noch nie auffällig geworden sind. Wenn man alles zusammenrechnet, dann ist Freddie Gray ein plausibles Opfer. Er war ein ganz normaler Typ. Und bevor er auftauchte, hat es Berufstätige getroffen, Bürger, Steuerzahler, die aus Sicht der Polizei nicht von verdächtigen Kriminellen zu unterscheiden waren. Die Polizei ist nur bedingt in der Lage, auf Straftaten zu reagieren oder zu ermitteln. Und das rührt daher, dass zu viele Polizisten in einer Kultur aufgewachsen sind, in der sie nicht den harten Job eines Polizisten gelernt haben, sondern nur, dass es reicht, in der Stadt herumzukurven, sich jeden zu

schnappen und einen Häftlingstransporter anzufordern.

Der 25-jährige Freddy Gray aus Baltimore, Maryland, wurde am 12. April festgenommen und erlitt in Polizeigewahrsam schwere Rückenverletzungen. Er fiel ins Koma und starb am 19. April. Der Tod löste schwere Unruhen aus. Die genauen Todesumstände sind bis heute ungeklärt. US-Präsident Barack Obama forderte eine umfassende Aufklärung des Geschehens.

**David Simon** war Lokalreporter der *Baltimore Sun*. Zusammen mit Ed Burns, einem ehemaligen Ermittler im Morddezernat, schrieb er «The Corner. A Year in the Life of an Inner-City Neighborhood» (1997). Er ist Schöpfer, Produzent und Autor der erfolgreichen HBO-Fernsehserie «The Wire» (2002–2008).

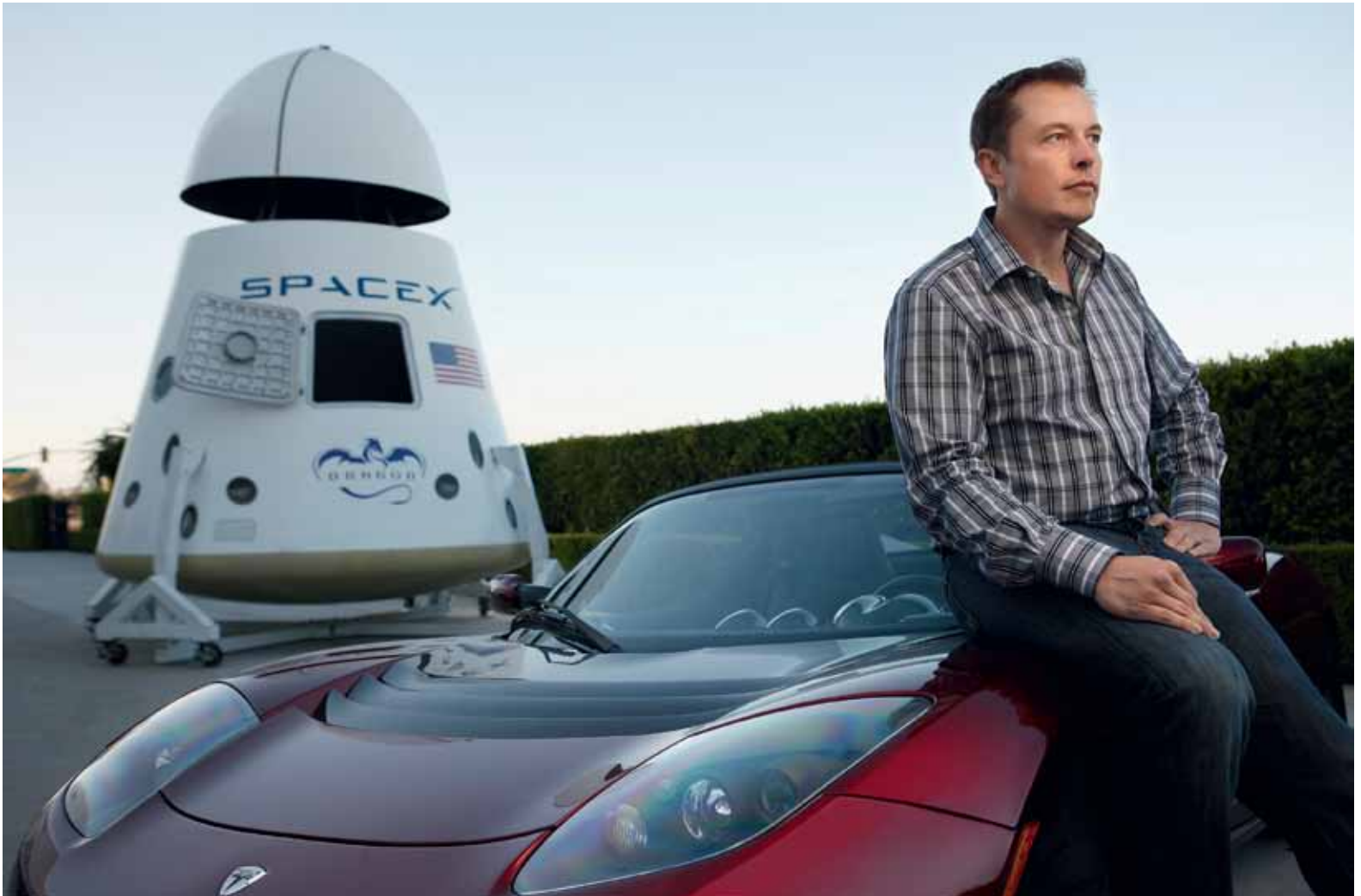
**Bill Keller** ist Journalist. Er war 2003–2011 Chefredaktor der *New York Times*. 1989 erhielt er für seine Reportagen aus der Sowjetunion den Pulitzerpreis.

Das ist eine gekürzte Fassung eines Interviews, das auf der Website von **The Marshall Project** erschienen ist. Die Organisation befasst sich mit dem amerikanischen Strafrechtssystem.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

# Seine Mutter dachte, er sei taub

Er gilt als grössenwahnsinniger «Iron Man» einer überheblichen Technik-Welt. Möglicherweise tun ihm seine Kritiker Unrecht. Der südafrikanische Erfolgsunternehmer Elon Musk baut schöne Spielzeuge für die Reichen. Vor allem aber will er den Menschen die Angst vor der Zukunft nehmen. *Von Sarah Pines*



*Fundamentalste Wahrheiten:* Musk auf seinem Tesla-Wagen vor dem Space X-Hauptsitz bei Los Angeles.



*Optimierte Energie:* «Falcon 9»-Trägerrakete.



*Billiger, schneller und besser als die Nasa:* Raumschiff «Dragon».



Das Tesla Design Studio in Hawthorne, CA, 30. April 2015, spätabends. Sphärische, leicht sehnsüchtige Klänge, an weissen Wänden hängen hell fluoreszierende, gewölbte Rechtecke in Weiss, Polargrau und Schwarz, ruhig und elegant, wie ein zu grosses iPhone oder eine Tesla-Tür. Was Elon Musk hier soeben vor Smartphone-Kameras enthüllte: die Lithium-Ionen-Heimbatterie Tesla Energy, die von Solarzellen, Wind- oder Wasserkraft erzeugte Energie in Momenten des Überschusses speichert, anstatt sie wieder an Energieerzeuger abzugeben. Preis: 3500 Franken.

Tesla Energy soll die Unabhängigkeit des Einzelnen von Stromkonzernen ermöglichen, die Säuberung des Planeten vom russig-klobigen Netz aus Atomanlagen, Stromkästen, Masten, Steckdosen, Transformatoren, Kabeln, Emissionen, Kohle und Rauch einleiten. Musks neueste Erfindung ist nicht nur ein schönes Objekt oder Spielzeug für Reiche, sondern, neben Tesla und der Raumfahrt, ein weiteres Instrument zur Rettung der Menschheit. Denn Musk wird sie retten, diese Menschheit, wahrscheinlich alleine. Der Erde, so sieht er es, werden die Ressourcen ausgehen, die Menschheit wird entweder aussterben oder sich im Weltraum andere Planeten erschliessen. Da wir, so Musk, noch Zeit brauchen, um das Universum ausreichend zu verstehen, geben Elektroautos und Solartechnik uns die nötige Zeit, die globale Erwärmung zu verhindern, die Raumfahrt zu vervollkommen und den Mars zu bevölkern.

### Kleingewachsen und altklug

Musk wurde am 28. Juni 1971 in Pretoria, Südafrika, geboren. Als Kind eher kleingewachsen und altklug, wurde er von Mitschülern gehänselt, sie nannten ihn «Muskkrat» (Bisamratte). Er war so introvertiert, dass seine Mutter zeitweise dachte, er sei taub. Nach der Scheidung seiner Eltern lebte er zuerst bei seiner Mutter Maye Musk, einem kanadischen Model, die ihn als Date-Ersatz mit auf Partys nahm, wo er sich unter Tischen versteckte, um Science-Fiction zu lesen. Mit elf verkaufte Musk seine erste Videospiel-Software an eine Computerzeitschrift, zog mit siebzehn Jahren allein nach Kanada und in die USA, um zu studieren. Anfang zwanzig brach er in Stanford sein Ph.-D.-Programm zum Ingenieur nach zwei Tagen ab und gründete in einem Büro in Palo Alto – gleichzeitig Schlafzimmer; geduscht wurde nebenan im Schwimmbad – seine erste Firma: Zip 2.

Mit seiner ersten Frau, der Schriftstellerin Justine Musk, hat er fünf Söhne, Zwillinge und Drillinge, von seiner zweiten Frau, Talulah Riley, lässt er sich nun zum zweiten Mal scheiden; beide färbten sich für ihn blond. 1998 gründete Musk Paypal, von dessen Erlös beim Verkauf an Google (1,5 Milliarden Dollar) er 2002 100 Millionen Dollar in SpaceX investierte, mit dem Ziel, den Mars zu kolonisieren. Musk ist zudem Verwaltungsrat von Solarcity,

einem Solaranlagenhersteller, betrieben von zwei seiner Cousins. Seit 2004 entwickelt Musk den Tesla, den ersten Elektro-Sportwagen. Unternehmer, Venture-Capitalists, Gesellschaften und Musk selbst finanzieren seine Projekte.

Zu bestimmten Tageszeiten – nachmittags, auf abgelegenen Strassen – sticht in der gewellten, gelb-trockenen Landschaft des Valley der leise, ergonomische Tesla besonders hervor. Innen, hinter verdunkelten Scheiben, erinnert das ruhig leuchtende Armaturenbrett an die Ebenförmigkeit von Himmelskörpern – für Aristoteles die vollkommensten Gebilde.

Er frage sich, warum Neues stets im Silicon Valley entstände und warum Firmen wie Chrysler kein Elektroauto entwickelt hätten, sagte Sean Casey, Vorstand des Silicon Valley Space Center in Santa Clara, einmal zu mir. Wir sassen an einem schlichten Tisch, umgeben von Superstar-Kunstdrucken. Geld genug hätten sie ja gehabt. Stattdessen sei es Elon Musk gewesen, der den Tesla gebaut habe. Dann habe er SpaceX gegründet, heute mit einem 1,4-Milliarden-Dollar-Vertrag Hauptversorger der Internationalen Raumstation (ISS) und die erste Firma, die Raumschiffe billiger, schneller und besser entwickeln kann als die Nasa. Das Raum-

---

### Er möchte aus dem Material seiner Raumschiffe einen Überschallzug konstruieren.

---

schiff «Dragon» ist der erste wiederverwertbare Raumtransporter, der bei der Rückkehr in die Erdatmosphäre nicht verglüht – das einzige Raumschiff, das seit 2012 viele Tonnen Material aus dem All auf die Erde transportiert und künftig bis zu sieben Astronauten auf Missionen ins Weltall schicken soll.

Unmittelbar vor der Gründung von SpaceX erhielt Musk von einem Freund ein warnendes Video sämtlicher Raketenabstürze. Obwohl auch Musk selbst SpaceX eine nur zehnprozentige Erfolgchance einräumt, folgt er dem Grundsatz der Quantenmechanik: Reduziere, was du entwickeln willst, auf fundamentalste Wahrheiten, und schau, was übrigbleibt. Wenn der Rest etwas Neues bedeutet, dann verwirkliche ihn. «Ich vergleiche Elon gerne mit dem Terminator», sagte seine erste Ehefrau Justine einmal. «Er programmiert sich und wird... einfach ... nicht ... aufhören.» Die halbe Woche verbringt Musk im Silicon Valley bei Tesla, den Rest bei SpaceX bei Los Angeles. In Meetings notiert er sich nichts, verfolgt Gespräche mit einer Art schlafentzogener Aufmerksamkeit.

Musk gilt als grössenwahnsinniger Iron Man einer überheblichen Tech-Welt. Für den Venture-Capitalist George Zachary verfügt er aber über eine zentrale Eigenschaft: das «fast zerstörerische Bedürfnis zu gewinnen», dazu über einen «Höchstgrad an Intelligenz, aber keine, die mit IQ-Tests zu berechnen wäre,

sondern eine klare Schärfe der Gedanken». Damsals, als Musk ihm, noch ohne Raumfahrtkenntnisse, in einem Café an der University Avenue in Palo Alto von seiner Idee, den Mars zu besiedeln, erzählt habe, sei er skeptisch gewesen. «Was würdest du denken, wenn ich Mäuse ins All schickte?», habe Musk gefragt. «Kommen sie zurück?», wollte Zachary wissen. Musk: «Nein.» Zachary: «Dann bist du verrückt.»

### Neuer Visionär des Silicon Valley

«Bleib hungrig, bleib verrückt» ist das Motto des «Whole Earth Catalog», den Stewart Brand, Biologiestudent in Stanford und Nachbar des damals elfjährigen Steve Jobs, 1966 entwarf. Der Katalog listet die Objekte auf, die für einen selbsterhaltenden, energiesparenden Lebensstil unentbehrlich schienen: Gartengeräte, Motorbauteile, Zelte, Landkarten. Die Vorderseite der ersten Ausgabe zeigt das erste von der Nasa aus dem Weltall aufgenommene Bild der Erde, die Rückseite das Bild einer Strasse im Silicon Valley: eine hügelige Landschaft mit trockenen Büschen und gelbem Gras, darüber ein grellblauer Himmel, Kabelmasten am Strassenrand. In einer Rede in Stanford sprach Jobs 2005 mit dem Motto des «Catalog» den Studenten Mut für die Zukunft zu. In seinem Blog auf der Tesla-Homepage entwirft Musk ein Projekt im Sinne dieses Mottos. Er möchte aus dem Material seiner Raumschiffe – Inconel, eine korrosions- und hitzeresistente Nickel-Chrom-Legierung – einen Überschallzug bauen, schneller, kostengünstiger, sicherer und wetterresistenter als alle existierenden Verkehrsmittel. Der Hyperloop soll, mit Solarenergie betrieben, in elektromagnetischen Vakuumröhren bis zu 1500 Kilometer lange Strecken zwischen Städten überwinden. Als erste ist jene zwischen San Francisco und Los Angeles geplant.

Steve Jobs war für viele ein Heiliger. Er verkleidete sich zu Halloween als Jesus, das iPhone 3G wurde «Jesus Phone» genannt. Apples Ästhetik nahm der Welt die Angst vor der Technologie. Inzwischen ist Musk der neue Visionär des Silicon Valley. Er nimmt den Menschen vielleicht etwas die Angst vor der Zukunft. Genial, besessen, hyperaktiv, schlaflos und bedingungslos neugierig, verfügt er über die Höchstkonzentration an Eigenschaften, die «Silicon Valley» ausmachen. Jobs sicherte die Designs und das Know-how von Apple mit Patenten, Musk verkörpert den neuen Tech: offen, unverriegelt – erst letzten Sommer gab er Teslas Patente frei, geht ausserdem offen mit den Beinahepleiten seiner Projekte um –, kühn und hilfsbereit. Für Musk ist die langfristige Optimierung der Energiequellen und Lebensräume der Menschen die natürlichste Sache und notwendiges Übel. Nicht jeder müsse die Dinge tun, die er tue, sagte er einmal nachdenklich, doch jemand müsse sie eben tun. ○

# Zwei Streithähne besiegen Hitler

Das Pariser Musée de l'Armée ehrt zwei Giganten des 20. Jahrhunderts. «Churchill – de Gaulle» heisst die Gala, bestehend aus 236 Raritäten und erstmals präsentierten Artefakten. Auf einen Schlag wird klar, was die beiden Streithähne in bitterer Stunde vereinte – und was Europa heute schmerzlich fehlt. *Von Urs Gehrig*

So nah wie hier waren sie sich im Leben nie. Was haben sich die beiden schikaniert und gestritten. «Wenn Sie mir im Weg stehen, liquidiere ich Sie», raunte Winston Churchill. «Wenn Sie sich unbedingt entehren wollen – bitte», re-tournierte Charles de Gaulle. Das Schicksal hat sie zusammengeschweisst, und durch ihren Sieg über Hitler wurden sie zu Eichen der Weltgeschichte, in deren Schatten die Nachwelt bis heute bloss erscheint.

Im Pariser Musée de l'Armée liegt ihr Leben ausgebreitet vor uns, als doppelbiografische Perlenkette, erzählt anhand von 236 Exponaten, etliche von ihnen sind erstmals der Öffentlichkeit zugänglich. Gleich am Eingang wird es dunkel, in einem faustgrossen Lichtkegel steht ihre wirksamste Waffe, das Mikrofon. Da ertönen aus Deckenlautsprechern auch schon ihre Stimmen.

De Gaulle zuerst. «La France n'est pas seule!» – Stets von Neuem hebt er zu feierlich-stolzem Tremolo an, entfacht von einem unermüdlichem Blasebalg in tiefer Brust. Churchill dagegen, mit sonorer Stimme schnarrend: «We shall defend our island», leicht lispelnd und ganze Silben verschluckend, «whatever the cost may be», wie ein brummend blubbernder Ölofen, «we shall never surrender.»

Die rhetorische Sprühdusche aus der Klangbrause übt eine erquickende Wirkung aus. Noch haben die Besucher nichts gesehen, schon schwelgen sie in Vorahnungen. Der Parcours beginnt vorne, also bei der Geburt. Auf vergilbten Fotografien grüssen die glorreichen zwei als siebenjährige Fratzen. Winston blasiert im obligaten Matrosenhemd. Charles mit Engelshaar und hochgeschnittener Ponyfranse, sein Näschen, das bald zu einem fleischigen Charakterstück auswachsen wird, ist bereits in kecker Lauerposition.

## Geistige Achtungstellung

Die Kuratoren geben sich alle Mühe, zusammenzufügen, was schwer zusammenpasst. Allein die Geburten der beiden liegen sechzehn Jahre auseinander. Churchill (1874–1965) war bereits auf drei Kontinenten im Kriegseinsatz, als Offizier oder Reporter, oder beides zusammen, während der de Gaulle (1890–1970) vor dem Elternhaus noch Räuber und Polizist spielt. Immerhin, es gibt sie, die Gemeinsamkeiten: die militärische Bildung, das Schreib- und Redetalent. Beide stehen an der Front im Ersten Weltkrieg, de Gaulle in Verdun, Churchill in Flandern. De Gaulle wurde gleich mehr-

mals verletzt. Churchill nur fast, ein Schrapnell erinnert daran, auf Marmor fixiert, mit seinem Monogramm «W.S.C.» darauf.

Scheussliche Mörderwaffen gibt's zu sehen, aber so anmutig ausgestellt, dass man gar nicht umhinkommt, vor Rührung innezuhalten. Potz Pulverdampf und Granatenlärm, es wird etwas geboten für das Eintrittsgeld von Euro 8.50. Uniformen, Gewehre, Lederkittel bringen ein bisschen Glanz und Tschingderassa ins monotone Leben. In geistiger Achtungstellung verhartet das Publikum vor den Schaukästen,

von wohligem Gefühl ergriffen, irgendwie dabei gewesen zu sein, ohne sich der geringsten Gefahr ausgesetzt zu haben.

Auf und ab wälzen sich die Karrieren de Gaulles und Churchills nun, Jahre in der Politik, Essays über Kriegsstrategie, Memoiren. Fast schleicht sich beim Betrachter etwas Langeweile ein, als ein gescheiterter Wiener Kunstmaler plötzlich die Welt aus den Fugen reisst. Hitler attackiert Polen, blitzt nach Westen, Frankreich fällt. Ein halbes Jahrhundert haben sich die Wege Churchills und de Gaulles überhaupt nicht gekreuzt. Doch jetzt passiert's. Ein Strassenschild weist den Weg zur Schicksalsstunde: Carlton Gardens, de Gaulles Asyladresse in London.

## «Général micro»

Paris ist von Nazis besetzt, Vichy hat mit Hitler einen Waffenstillstand geschlossen. Inakzeptabel für den stolzen de Gaulle. Er ist nach England geflohen, wild entschlossen, die Franzosen zum Widerstand aufzurufen. Doch er steht mit leeren Händen da, hat nichts ausser einem Mikrofon, das ihm Churchill gegen den Willen seines Kabinetts zugesteht. Es ist der 18. Juni 1940, um 19 Uhr, als de Gaulles Stimme im Äther ertönt: «Was auch geschieht: Die Flamme des französischen Widerstandes darf und wird nicht erlöschen.»

67-mal wird er sich in den nächsten Jahren auf diesem Weg an die Franzosen wenden. «Général micro», nennen ihn Spötter. Aber seine Stimme ist ein Triumph der Entschlossenheit über die Unmöglichkeit. «Ich hob die Leiche Frankreichs auf und machte die Welt glauben, sie sei lebendig», wird Schriftsteller André Malraux später den General zitieren.

Gleichentags spricht auch Churchill zu seinem Volk. Die Schlacht um Frankreich war verloren. Damit hatte die Schlacht um England begonnen. «Von dieser Schlacht hängt das Überleben der christlichen Zivilisation ab», stimmt er, auf die biblische Apokalyptik anspielend, auf den Endkampf ein: «Lasst uns darum unsere Pflicht tun, und lasst sie uns so tun, dass – wenn unser Empire und sein Commonwealth noch eintausend Jahre lang bestehen sollten – die Menschen sagen werden: Das war ihre beste Stunde.»

Die Gefühle der Besucher galoppieren durcheinander. «Eigentlich sollte man sich schämen», denkt ein parfümierter Herr in zu engem Anzug, er könnte aus dem Quai d'Orsay stammen, dem Aussenministerium nebenan,



Churchill und ...



... de Gaulle, beide 7.



Churchills Zigarrenetui.



Nazi-Propaganda, 1944.



Wirksamste Waffe: BBC-Mikrofon, 1944.



«I love you, moi non plus» – «Ich liebe dich, ich dich auch nicht»: Churchill (l.), de Gaulle, im November 1944 in Paris.

oder aus irgendeinem Büro auf dieser Welt. Man hat es nie über ein Literaturstudium hinausgebracht, da wandelt man nun als welken-des Talent und lässt sich von diesen Grössen vorführen, wie unbedeutend das eigene Leben ist. «Gott verteilt seine Gaben, da kann man nichts tun», tröstet sich eine Dame mit Filzhut und hochgesteckter Frisur, die ähnliche Gedanken wälzt, «und es ist keine Schande, ein ge-wöhnlicher Mensch zu sein.»

### De Gaulle pflegt Flucht als Regierungstil, um wieder Herr der Dinge zu sein.

Andächtig zieht man zum nächsten Exponat, doch jetzt ist Schluss mit der Zweisamkeit, jetzt geht's rund, denn es bricht die Fehde zwischen den beiden Gockeln aus.

Ein Soldatenmannequin komplett in der Wüstenuniform eines «Freien Franzosen», in Kurz hose und Kolonialhelm, wird präsentiert, daneben eines in dickem Overall aus dem Win-

terkrieg in Norwegen. De Gaulle lässt seine Einheiten an allen Fronten kämpfen, er will zeigen, dass Frankreich noch nicht kapituliert hat. Dabei nimmt er wenig Rücksicht auf die Gefühle oder Freundschaft anderer. «Frankreich hat keine Freunde, es hat nur Interessen», ist einer seiner Wahlsprüche. «Ich rede im Namen Frankreichs, und ich bin nur ihm zur Rechenschaft verpflichtet.»

«Sie müssen wissen», schleudert Churchill de Gaulle entgegen, «jedesmal, wenn wir die Wahl haben zwischen Europa und dem Meer, werden wir uns für das Meer entscheiden.» De Gaulle wird dies nie vergessen. Britanniens Präferenz für die USA, sagt er später, sei ein wichtiger Grund gewesen, nein zu sagen zur britischen Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsunion, und für seine Hinwendung zur Bundesrepublik Deutschland.

Churchill und sein Allianzpartner, US-Präsident Roosevelt, schikanieren den schlaksigen General, der sich für eine Reinkarnation der Jungfrau von Orleans zu halten scheint. Sie belächeln sein pfadfinderartiges Auftreten und

halten ihn gleichzeitig für gefährlich und unkontrollierbar. De Gaulle habe einen «mes-sianischen Komplex», so Roosevelt, «mit dikta-torischen Tendenzen».

### Ewiger Kampf um Anerkennung

Zu keiner der alliierten Kriegskonferenzen wird de Gaulle eingeladen. Churchill und Roosevelt informieren ihn nicht über die Lan-dung in Nordafrika, sie möchten mit Vichy den Anschluss der französischen Afrikagebiete aus-handeln. Sie versuchen sogar, ihn mit anderen zu ersetzen.

De Gaulle greift zu eigenen Waffen. Wenn er sich zu sehr ausgegrenzt fühlt, haut er ab aufs Land. Er wird dasselbe noch mehrmals machen später in seiner Karriere. Flucht als Regierungs-stil, nicht, um sich zu entziehen, sondern um wieder Herr der Dinge zu sein im ewigen Kampf um Anerkennung. In der Ferne wartet er, bis man ihn wieder ruft. Einem Vertrauten hat er einmal gesagt: «Ich setze immer alles auf eine Karte, und ich gewinne jedesmal.» So ist es. Am Tag X steht er auf der Seite der Sieger, mar-

schiert im August 1944 als Held in Paris ein, obwohl er und seine Handvoll Soldaten bei der Befreiung Frankreichs so gut wie keine Rolle gespielt haben. Seite an Seite schreiten de Gaulle und Churchill die Champs-Élysées hinunter, aber mit getrennten Blicken. Sie sagen: «I love you, moi non plus» – «Ich liebe dich, ich dich auch nicht».

Es ist nichts Neues. England und Frankreich, die Verbündeten zweier Weltkriege, die beiden ältesten Nationalstaaten Europas mit einem inbrünstig gewährten Geschichtsbewusstsein, sind gefangen in bitter-süßer Hassliebe. Sie reicht zurück bis zum Hundertjährigen Krieg und setzt sich fort bis heute als tumbe Stichelei zwischen «rosbifs» und «froggies», Roastbeef-fetischisten und Froschschenkelfressern.

Doch das Gemeinsame ist letztlich das, was zählt. Jenseits der Ausbrüche vereinten de Gaulle und Churchill die gleichen Werte und Ziele. Die gallische Giraffe und die britische Bulldogge waren sich näher, als die Äusserlichkeiten suggerierten. In seinen Memoiren, für welche Churchill 1953 den Nobelpreis für Literatur bekommt, nimmt de Gaulle grossen Platz ein. Er bewundert ihn, den Franzosen ohne Vaterland, im Exil zum Tode verurteilt, ohne Boden, auf dem er Fuss fassen kann, und der dennoch der ganzen Welt trotzt. Churchill weiss, dass er sich kaum anders als de Gaulle verhalten hätte, hätte er in seinen Schuhen gesteckt.

#### «Undank gegenüber Grossen»

Die Zuneigung, die die beiden Persönlichkeiten still vereint, wird umso wärmer, als ihre weiteren Karrieren ähnliche Züge aufweisen. Beide müssen, nach dem Sieg über Hitler in die politische Wüste geschickt, die Wahrheit des Plutarch-Spruches erfahren, den Churchill seinem französischen Schicksalsgenossen ins Gedächtnis ruft: «Undank gegenüber ihren Grossen ist ein Wesenszug starker Völker.»

Erbaut tritt man nach der illustren Gala wieder unter den gleissenden Pariser Himmel. Hat man Neues entdeckt über die beiden Männer? Neues vielleicht nicht, aber Wertvolles hat sich tiefer ins Bewusstsein eingeritzt: Dass hier zwei Gestalten mit dem Schicksal rangen, die beide wussten, was sie wollten, und, wichtiger noch, die Kraft und Entschlossenheit aufbrachten, gegen Wind und Wetter zu tun, was die Stunde ihnen als Gebot auftrug. Doch schon im nächsten Café erstickt aufkeimende Melancholie die aufgeräumte Stimmung. Sinnierend lässt man den Blick schweifen, von Paris durch ganz Europa nach London, bis das geistige Auge im Treibsand der Durchschnittlichkeit versinkt. Kein Quäntchen de Gaulle, kein Milligramm Churchill auszumachen weit und breit.

«Madame, einen Cognac bitte, einen doppelten!»

**Churchill – de Gaulle:** Musée de l'Armée, Hôtel des Invalides, Paris, bis 26. Juli 2015  
www.churchill-degaulle.com

# Die letzten Tage der Nazis

**Was genau passierte mit den führenden Nationalsozialisten nach dem Selbstmord Adolf Hitlers? Die einen versuchten sich aus dem Staub zu machen, andere witterten ihre grosse politische Chance. Andere litten an Realitätsverlust. Von der Flucht mit Augenklappe bis Zyankali und Strang: Der Untergang der NS-Elite. Von Ralf Georg Reuth**

Vor siebzig Jahren endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Das Dritte Reich, das einmal tausend Jahre hätte dauern sollen, war nach zwölf Jahren mit lautem Getöse untergegangen. Die für Tyrannei, Völkermord und Krieg Verantwortlichen traten ab. Die einen wählten den Freitod und entzogen sich damit ihrer Verantwortung; für die anderen galt: Rette sich, wer kann! Doch auch sie erlitt oft der Tod, sei es in aussichtsloser Lage durch die mitgeführte Zyankalikapfel oder nach Gefangennahme und Verurteilung am Galgen der Siegermächte.

Für Hitler selbst war von vornherein klar, dass er nicht lebendig in die Hände seiner Feinde fallen durfte. Sein Freitod und die Beseitigung seiner Leiche waren daher vorbestimmt. Unklar war, wo der Diktator aus dem Leben scheiden würde, wurde er doch durch einige seiner Paladine, allen voran durch seinen «Sekretär», den Reichsleiter Martin Bormann, im März und auch noch im April 1945 dazu gedrängt, Berlin in Richtung «Alpenfestung» zu verlassen und von dort aus den «Endkampf» zu leiten. Bormanns Vorstoss galt dabei natürlich vor allem der Rettung der eigenen Haut.

#### Goebbels' Signal an die Nachwelt

Dass Hitler schliesslich in der Reichshauptstadt ausharrte, war vor allem Magda Goebbels, der Frau des Propagandaministers, zuzuschreiben. Sie war nämlich nicht davon abzubringen, mit ihrem Mann samt ihren fünf Kindern an der Seite Hitlers sterben zu wollen. Ausschlaggebend für die ungewöhnliche Entscheidung war ihre Überzeugung, dass ein Leben nach dem «Führer» und dem Nationalsozialismus nicht mehr lebenswert sei. «Es gab für mich keine Überlegung. Unsere herrliche Idee geht zugrunde, mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe.» Die Kinder «sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich ihnen selbst die Erlösung geben werde», schrieb sie Harald Quandt, ihrem Sohn aus erster Ehe, der sich zu diesem Zeitpunkt in einem britischen Kriegsgefangenenlager in Nordafrika befand.

Für Joseph Goebbels, der mit seiner Propaganda aus Hitler eine Art Erlöserfigur gemacht

hatte, welcher die Deutschen willfährig in den Abgrund gefolgt waren, spielte noch ein anderer Aspekt eine Rolle. Mit Blick auf die Nachwelt wollte er, dass Hitler bis zum Schluss in der Reichshauptstadt ausharren sollte. Denn nur ein im «Endkampf» um Berlin «gefallener» Hitler taugte nach seiner Auffassung für eine postume Verklärung und damit als ein Signal an die Nachwelt. Denn dass die nationalsozialistische Idee nach einem nibelungenhaften Abgang aus der Geschichte einmal wiederauferstehen würde, redeten sich beide ein, um dem Sinnlosen doch noch einen Sinn zu



Göring, Dönitz, Hess am Nürnberger Prozess, 1945.



Leiche von Reichsinnenminister Himmler, 23.5.45.

geben. So hatte Hitler in seinem politischen Testament geschrieben, dass sich aus den Ruinen unserer Städte «der Hass gegen das letzten Endes verantwortliche [jüdische] Volk immer wieder erneuern» und der «Kampf der Rassen» eines Tages erneut aufflammen werde.

### Auf dem Sofa in Hitlers Arbeitszimmer

Zusammen mit der ihm soeben angetrauten Eva Hitler, geborene Braun, schied der Diktator und Hauptverantwortliche der Katastrophe am Nachmittag des 30. April 1945 – die Rote Armee hatte sich bereits bis ein paar hundert Meter an die Reichskanzlei vorgekämpft – aus dem Leben. Unter dem Bild Friedrichs des Grossen nahmen sie auf einem Sofa in seinem Arbeitszimmer Platz und zerbissen die Zyankaliampullen. Er schoss sich zusätzlich mit seiner Walther-Pistole eine Kugel durch den Kopf. Zuvor hatten sie sich gefasst von ihrer Bunkergefolgschaft verabschiedet. Er trug Uniform und an der Brust das Eiserne Kreuz 1. Klasse, das er im Jahr 1917 als namenloser Meldegänger an der Westfront erhalten hatte.

Am Nachmittag des 1. Mai 1945 ertönte über den Reichsrundfunk die Sondermeldung, dass «unser Führer Adolf Hitler [...] in seinem Ge-

fechtsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist». Nur Stunden später, nachdem ein allerletzter Versuch des neuen Reichskanzlers Joseph Goebbels gescheitert war, mit den Sowjets einen Waffenstillstand zu vereinbaren, tötete Magda Goebbels mit der Hilfe des SS-Arztes Ludwig Stumpfegger ihre Kinder. Sie wurden mit Hilfe von Tabletten eingeschläfert, ehe ihnen die gläsernen Zyankaliampullen im Mund zerdrückt wurden.

Als jeden Augenblick mit dem Vorstoss der Sowjets zum Bunker gerechnet werden musste, verabschiedeten sich dann Magda

---

### Himmler sagte leise seinen Namen, nahm die Augenklappe ab und setzte seine Nickelbrille auf.

---

und Joseph Goebbels. Letzterer war sichtlich bemüht, die Fassung zu bewahren, was er mit allerlei pathetischen Floskeln glaubte beweisen zu müssen. «Sagen Sie Dönitz», soll er zum Chefpiloten von Hitlers Flugstaffel, zu Hans Baur, gesagt haben, «dass wir nicht nur verstanden haben zu leben und zu kämpfen,

sondern dass wir auch zu sterben wussten.» Unmittelbar danach erschoss Goebbels zunächst seine Frau, dann sich selbst.

Um die Nachwelt scherte sich Bormann nicht, der Hitlers politisches Testament zu Grossadmiral Dönitz, dem neuen Reichpräsidenten und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, nach Flensburg bringen sollte. Der zum Parteiminister Ernannte schloss sich einer der kleinen Gruppen von Bunkerinsassen an, die ausbrechen wollten. Er kam jedoch nicht weit. In der Gegend des Lehrter Bahnhofs wurde er von Rotarmisten als Deutscher ausgemacht. In aussichtsloser Lage zerbiss Bormann schliesslich die Zyankaliampulle, die er mit sich führte. Die Leiche des jetzt namenlosen Soldats, aber einst so mächtigen «Sekretärs» wurde schliesslich unweit ihres Fundortes begraben; Bormann, dessen Schicksal bis in die siebziger Jahre ungeklärt bleiben sollte, hatte nämlich vor dem Ausbruchversuch alle Rangabzeichen und Hinweise auf seine Person abgelegt.

### Himmlers Zahnlücke

Zu diesem Zeitpunkt war Heinrich Himmler, der Reichsführer SS, der nach Bekanntwerden seiner Separatfriedensbemühungen bei Hitler in Ungnade gefallen war, bereits auf der Flucht. Am 21. Mai 1945 wurde der Vollstrecker des Völkermords an sechs Millionen europäischen Juden mit zwei Begleitern in der Nähe von Bremervörde von den Briten festgenommen und in das Kriegsgefangenenlager Kolkhagen südlich von Lüneburg gebracht. Dort gab sich der kleine, krank aussehende, schäbig gekleidete Mann als der zu erkennen, der er war. Lagerkommandant Captain Thomas Selvester erinnerte sich daran, wie Himmler mit leiser Stimme seinen Namen sagte und dabei die Augenklappe, die er trug, abnahm und seine Nickelbrille aufsetzte.

Was folgte, war eine akribische Leibesvisitation. Eine zweite wurde am 23. Mai 1945 im Hauptquartier des britischen Sicherheitsdienstes in Lüneburg von einem Militärarzt namens C.J. Wells vorgenommen. Als dieser einen dunklen Gegenstand in einer Zahnlücke in Himmlers Unterkiefer sah und versuchte, diesen zu entfernen, biss Himmler zu. Der anwesende Major Norman Whittaker hielt in seinem Tagebuch fest, dass dieser sofort zusammengebrochen sei und sich der Geruch von Blausäure im Raum verbreitet habe. «Wir stellten den alten Scheisskerl sofort aufrecht und steckten seinen Mund in eine Wasserschüssel, um das Gift auszuwaschen. Es kam schreckliches Stöhnen und Grunzen von dem Schwein.» Wiederbelebungsversuche scheiterten. So wurde schliesslich der Leichnam Himmlers am frühen Morgen des 26. Mai 1945 in Anwesenheit von vier britischen Offizieren und eines deutschen Revierförsters in einem Wald bei Lüneburg anonym vergraben.

Während es Adolf Eichmann, dem Deportationsexperten des Völkermordes, gelang, sich zu verbergen und sich später nach Südamerika



**Bis zum Schluss:** letzte Aufnahme von Reichskanzler Hitler, April 1945.

**GELESEN**  
Die verstopfsten S-Bahnen

**GELESEN**  
Körperkontakt macht glücklich

**GELESEN**  
Bei Platzmangel keimt Aggressivität auf



Drei Beiträge aus dem Tages-Anzeiger.  
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

**Tages-Anzeiger**

abzusetzen, wurde Ende Mai auch Odilo Globocnik von den Briten aufgegriffen. Nach einem ersten Verhör entzog sich der höhere SS- und Polizeiführer, der die «Aktion Reinhardt» zur Auslöschung der Juden im Generalgouvernement geleitet hatte und dem die Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka unterstanden, seiner Verantwortung durch Selbstmord. Der Chef der Ordnungspolizei, Oberst-Gruppenführer Kurt Daluege, ging ebenfalls ins Netz der Briten. Diese lieferten den Mann, der für das Massaker von Lidice mitverantwortlich war, an die Tschechen aus, die ihn später zum Tode durch den Strang verurteilten und hinrichteten.



Hitler-Stellvertreter Hess.



«Sekretär» Bormann.

### Dreizehn Minuten am Galgen

Der Chef des Reichssicherheitshauptamtes Ernst Kaltenbrunner wurde am 12. Mai 1945 von Angehörigen des amerikanischen Counter Intelligence Corps (CIC) in einer Berghütte bei Altaussee aufgegriffen. Sein Nürnberger Todesurteil nahm der kalte Österreicher mit Fassung auf. Am Vorabend seiner Hinrichtung schrieb der Mann, der für seine Weltanschauung durchs Blut von Hekatomben von Menschen gewatet war: «Ich sterbe in dem Glauben, das Gute gewollt und meine Pflicht getan zu haben.» In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober 1946 wurde er gehängt. Es soll dreizehn lange Minuten gedauert haben, ehe der Tod eingetreten war.

Kaltenbrunner war der dritte der neun in der Turnhalle des Nürnberger Gefängnisses hingerichteten Hauptkriegsverbrecher. Der erste war Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop, ihm folgte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, den sie wegen seiner Servilität gegenüber Hitler «Lakeitel»



Propagandaminister Goebbels mit Familie.

den Hals gelegt hatte, rief er in dem Bewusstsein, nichts als seine vaterländische Pflicht getan zu haben: «Ich grüsse dich, oh du mein Deutschland!» Kurz darauf war Jodl, der bis zum Ende in Hitler einen der grossen Heroen der Geschichte sah, tot.

Einer hatte sich dem Strang entzogen: Reichsmarschall Hermann Göring, der in unterschiedlichen Funktionen die politischen Gegner der Nationalsozialisten gnadenlos verfolgte und der für die Enteignung und Ausplünderung nicht nur der Juden in Deutschland verantwortlich gewesen war. Der Gewaltmensch Göring, von dem es hiess, er habe auch ein Herz, gehörte zu denjenigen braunen Führern, die noch nach dem 8. Mai 1945 geglaubt hatten, für Deutschland liesse sich mit den Angelsachsen ein ehrenvoller Friede aushandeln.

Schon zwei Tage vor der Kapitulation hatte er Dönitz eine Meldung nach Flensburg geschickt und diesem mitgeteilt, dass er am besten selbst mit Eisenhower, dem amerikanischen Oberbefehlshaber, sozusagen «von Marschall zu Marschall», sprechen würde. Doch Göring, der mit seinem Stab in einer Burg bei Fischhorn residierte, wurde nach dem Eintreffen der Amerikaner von diesen zum Verhör nach Augsburg geflogen, wo man ihm seine Kriegsauszeichnungen und die Insignien seiner Macht abnahm. Schliesslich fand auch er sich vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher wieder.

Sein Todesurteil forderte ihm alle Haltung ab. Zum amerikanischen Gefängnispsycholo-

gen Gustave M. Gilbert sagte er: «Man solle mir wenigstens die Schande des Stricks ersparen. Ich bin mein Leben lang Soldat gewesen und war immer bereit, durch die Kugel eines anderen Soldaten zu sterben. Warum sollte nicht ein Exekutionskommando meiner Feinde meinem Leben ein Ende machen? Ist das zu viel verlangt?» Göring stellte einen entsprechenden Antrag an das Internationale Militärtribunal. Der wurde jedoch abgelehnt, und auf den Gefangenen wartete der Galgen, wie auf die anderen Todeskandidaten auch.

Doch Göring war es gelungen, über all die Zeit seiner Gefangenschaft, trotz unzähliger Kontrollen, Leibesvisitationen und ständiger Beobachtung durch den Spion in der Zellentür, drei Zyankalikkapseln zu verstecken. Über den Augenblick seines Todes schrieb der Soldat Harold F. Johnson, der ihn am Vorabend der Hinrichtungen von 22.30 Uhr an im Auge hatte: «Bis 22.40 lag er still da. Dann legte er die Hände auf die Brust, faltete sie und wendete den Kopf zur Wand. [...] Etwa zwei bis drei Minuten später schien er sich zu strecken und schnaufte durch die Lippen, als ersticke er.» Kurz darauf konnten sie nur noch den Tod Görings feststellen.

### KGB entsorgt Hitlers Überreste

Görings Leiche wurde gegen vier Uhr in der Frühe dieses 16. Oktobers 1946 in ein mit Zeltplanen abgedeckten Raum gebracht, wo bereits die für Fotoaufnahmen entkleideten Leichen der toten Kriegsverbrecher lagen. Nachdem Sterbeurkunden ausgefüllt worden waren, wurden sie eingesargt, mit einer Militäreskorte zum Nürnberger Hauptbahnhof gefahren und von dort auf dem Schienenweg nach München gebracht, wo sie in einem Krematorium eingeäschert wurden. Was übriggeblieben war, entsorgte man in der Münchner Vorstadt Solln in einem Nebenflüsschen der Isar.

Zu diesem Zeitpunkt waren die sterblichen Überreste Hitlers, Eva Hitlers und die der Goebbels auf einem sowjetischen Militärgelände in Berlin vergraben. Ihre von ihnen kurz vor ihrem Selbstmord angeordnete Verbrennung war nur bedingt gelungen, so dass sie von den Sowjets geborgen und in einem Feldlazarett der Roten Armee in Berlin-Buch identifiziert werden konnten. Sie sollten dann noch mehrmals verscharrt und exhumiert werden, ehe sie im Frühjahr 1970 auf Anordnung von KGB-Chef Juri Andropow in die Ehle, ein Flüsschen unweit Magdeburgs, gestreut wurden.

Ralf Georg Reuth ist deutscher Historiker. Er schrieb Biografien über Joseph Goebbels, Hitler, Erwin Rommel und Angela Merkel. Reuth ist Herausgeber der Tagebücher von Goebbels und Chefkorrespondent der *Welt am Sonntag*.

### Einer hatte sich dem Strang entzogen: Reichsmarschall Hermann Göring.

genannt hatten. Für den Selbstmord in soldatischer Würde, den viele seiner Generalskameraden wie etwa Walter Model oder Hans Krebs gewählt hatten, hatte es bei ihm nicht gereicht. Während des Prozesses berief sich Keitel stattdessen – wie viele Täter in Uniform – darauf, doch nur Befehle ausgeführt zu haben. Dass diese verbrecherisch waren und dass er Hunderttausende eigene Soldaten in einen sinnlosen Kampf und damit in den Tod geschickt hatte, verdrängte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.

Ähnlich verhielt sich der Chef des Wehrmachtsführungsstabes Alfred Jodl, der ebenfalls in Nürnberg angeklagt und zum Tode verurteilt wurde. Als dieser nach Keitel, Kaltenbrunner, Alfred Rosenberg, Hans Frank, Fritz Sauckel, Wilhelm Frick und Julius Streicher als Vorletzter (ihm folgte nur noch Arthur Seyss-Inquart) die Plattform zum Galgen hinaufstieg und der Henker ihm die Schlinge um

# «Der Westen schreibt die Geschichte um»

Angela Merkel, François Hollande und auch Schweizer Politiker boykottieren die Moskauer Feiern zum 70. Jahrestag des Kriegsendes. Für Kremlberater Alexei Puschkow ist die Ukraine-Krise nur ein Vorwand. Es gehe dem Westen um Geschichtsklitterung. *Von Wolfgang Koydl und Fjodor Sawinzew (Bild)*

Eigentlich ist ihm das diplomatische Handwerk in die Wiege gelegt worden. Alexei Konstantinowitsch Puschkow wurde 1954 als Sohn eines sowjetischen Diplomaten und einer Sinologin in Peking geboren. Da schien es nur folgerichtig, dass er an der MGIMO studierte, der angesehenen Hochschule des sowjetischen Aussenministeriums in Moskau, wo er heute unterrichtet. In den heissen Jahren der Perestrojka wurde er Redenschreiber von Kremlchef Michail Gorbatschow, bevor er in den Journalismus wechselte. Dort kam ihm zugute, dass er sich selten diplomatisch, sondern meist recht unverblümt ausdrückt – auch noch, als er 2011 ins russische Parlament und zum Vorsitzenden des mächtigen aussenpolitischen Ausschusses gewählt wurde. Im Gespräch mit der *Weltwoche* im obersten Stock des Duma-Gebäudes nahe dem Roten Platz gab er sich jedoch konziliant und eher besorgt. Der Schlüssel für eine friedliche Lösung der Ukraine-Krise liegt seiner Meinung nach in Berlin und Paris.

**Alexei Konstantinowitsch, vor siebzig Jahren feierte die ganze Welt den Sieg über Hitler-Deutschland. Diese Woche gedenkt die Welt dieses Sieges allerdings eher getrennt. Die meisten westlichen Führer kommen nicht zu den Feiern nach Moskau. Was ist falsch gelaufen?**

Als Begründung wurden die Krise in der Ukraine und die Spannungen zwischen Russland und der euro-atlantischen Gemeinschaft angegeben. Aber das ist in meinen Augen nur ein Vorwand und kein überzeugender Grund, nicht nach Moskau zu kommen und das Andenken jener zu ehren, die ihr Leben für den Sieg opferten – in Russland waren das 27 Millionen Menschen. Jeder redliche Mensch anerkennt die Rolle, die Russland damals gespielt hat.

**Wenn die Ukraine-Krise nur ein Vorwand ist, was ist dann der eigentliche Grund?**

Es ist die Absicht einiger westlicher Länder, angeführt von den Vereinigten Staaten, die Geschichte umzuschreiben. Bisher wurde allgemein anerkannt, dass der Sieg über den Faschismus der gemeinsamen Anstrengung Russlands und der Westmächte zu verdanken war. Diese Lesart wird zwar nicht total in Abrede gestellt, aber sie wird derzeit im Westen einer Überprüfung unterzogen.

**Woran wollen Sie das erkannt haben? Keiner bezweifelt doch, dass die Westmächte**

**und die UdSSR gemeinsam gegen Deutschland kämpften.**

Das erkennt man deutlich an Äusserungen in diversen osteuropäischen Ländern, im Baltikum, in Polen, in der Ukraine. Sie wollen eine neue Geschichte schreiben. Nehmen Sie die Bemerkung des ukrainischen Ministerpräsidenten Arseni Jazenjuk bei seinem Besuch in Berlin. Er sagte, dass die Sowjetunion in die Ukraine und in Deutschland einmarschiert sei. Was meint er damit? Eine Invasion Deutschlands durch die UdSSR, nachdem Deutschland in der Sowjetunion und in ganz Osteuropa einmarschiert war? Und selbst wenn es wirklich eine sowjetische Invasion Deutschlands gewesen wäre – was haben dann die Amerikaner, die Briten, die Franzosen getan? Das ist ein Mix aus Unsinn und antirussischer Paranoia mit dem Ziel, die Geschichte umzuschreiben.

**Die historischen Tatsachen sind doch unbestritten. Was soll es da Neues zu entdecken geben?**

Die baltischen Staaten waren aktiv an den Aktivitäten von Nazideutschland gegen die Sowjetunion beteiligt. Es gab lettische und estnische SS-Divisionen. Sie handelten wie deutsche SS-Formationen, es gab keinen Unterschied. Ausserdem nahmen die Balten an der Verfolgung der Juden teil. Die meisten der 70 000 Juden, die im Getto von Riga umkamen, wurden von Letten ermordet. Die Deutschen beaufsichtigten die Operationen nur und gewährten den Letten freie Hand. Die drei baltischen Republiken haben eine Menge von Geheimnissen, die sie gerne vergessen würden. Das gilt auch für Polen. Warschau schloss 1934 einen Nichtangriffs- und Kooperationsvertrag mit Berlin. Das vergessen sie, wenn sie uns den Pakt mit Hitler vorwerfen. Polen war an der Aufteilung der Tschechoslowakei beteiligt, es schnappte sich Teschen im Norden, wo 300 000 Menschen lebten.

**Aus welchen Gründen auch immer – der Westen glänzt bei den für Moskau so wichtigen Feiern zum 70. Jahrestag des Sieges durch Abwesenheit. Noch nicht einmal die neutrale Schweiz schickt einen hochrangigen Vertreter.**

Ich will keine scharfen Worte gegen die Schweiz aussprechen, denn ich glaube, dass sich die Schweiz in einer ziemlich schwierigen Situation befindet. Sie ist Teil der westlichen Gemeinschaft. Sie kann es sich nicht

leisten, ein Dissident zu sein. Es liegt auch gar nicht in ihrem Charakter, gegen eine Gemeinschaft aufzubegehren, der sie angehört. Soweit die Schweiz die Ereignisse in der Ukraine beeinflussen konnte, war sie ein positiver und vernünftiger Partner. Ich glaube nicht, dass sie das Mächtegleichgewicht verändern kann. Die Schweiz kann versuchen, eine positive Rolle zu spielen, und ich denke, sie hat es auch versucht, trotz ihrer begrenzten Möglichkeiten. Ihre Bemühungen wurden in Moskau bemerkt.

**Die Europäische Union stellt sich auf den Standpunkt, dass es ihr in der Ukraine um den Schutz westlicher Werte geht.**

Das sind nur leere Worte. Wir sehen ein zunehmend nationalistisches Europa. Wenn ein rumänischer Präsidentschaftskandidat sagt, dass die Republik Moldau bis 2018 Teil Rumäniens sein wird – was soll das? Das ist purer Nationalismus. Aber niemand in der EU sagt ein Wort. Eine ganze Reihe dieser osteuropäischen Nationen pflegt eine Mischung aus neuem Nationalismus und alten geopolitischen Ambitionen. Eine Zeitlang mussten sie die zurückstellen, aber nun, da ihnen die Nato, die USA und Grossbritannien den Rücken stärken, fühlen sie sich frei, wieder offen darüber zu sprechen. Warschau hat meiner Meinung nach nie Abschied genommen von der Idee eines Grosspolen. Und in der Ukraine hat das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das jene Kräfte rehabilitiert, die an der Seite Hitlers kämpften. Aber wenn die westlichen Mächte diese schlimmsten Instinkte unterstützen – nun, das ist es, was man dann bekommt.

**Übertreiben Sie da nicht ein wenig?**

Es ist doch offenkundig, dass das gemeinsame Erbe der Nachkriegszeit – der gemeinsame Sieg über den Faschismus – im Westen immer mehr angezweifelt wird. Dieses Erbe wurde nicht einmal in den Jahren des Kalten Krieges in Frage gestellt, ja, ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass dieses gemeinsame Erbe den Ausbruch eines heissen Krieges in Europa mit verhindert hat. Jetzt gibt es Stimmen, die sagen, dass die Sowjetunion genauso verantwortlich war für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wie Nazideutschland. Und wenn ich höre, dass man in Deutschland den Buchhalter von Auschwitz vor Gericht stellt, dann frage ich mich: Warum beachtet niemand, was in der





«Der Trend läuft gegen die Amerikaner»: Aussenpolitiker Puschkow.

Ukraine geschieht, wo Tausende Nazis mit Fackeln marschieren?

**Wo steht Deutschland in diesem Bild? Die Deutschen hatten ja immer ein spezielles Verhältnis zu Russland.**

Deutschland war unser Hauptpartner in der EU, zunächst einmal als Handelspartner. Vor der Krise betrug das Handelsvolumen etwa 100 Milliarden Dollar, etwas mehr als ein Fünftel des gesamten Handels mit der EU. Auch politisch ist Deutschland das führende Land in der EU. Deshalb war es sehr wichtig für den Dialog, für die strategische Partnerschaft zwischen Russland und der EU. Ich glaube, dass sich Deutschland hat mitreissen lassen vom Wunsch, den Einfluss der EU auf die Ukraine auszuweiten. Das besondere Verhältnis zwischen Berlin und Moskau ist zum Opfer dieser Politik geworden.

**Deutschland? Das Assoziierungsangebot kam doch von der EU?**

Das ganze Assoziierungsgeschäft war schlecht gemanagt. Wir boten Dreiergespräche über die möglichen Konsequenzen dieses Abkommens an: Moskau, Brüssel und Kiew. Denn das Abkommen schafft eine Freihandelszone zwischen der EU und der Ukraine. Gleichzeitig hatte die Ukraine

eine Freihandelszone mit Russland. Es kann aber nicht zwei Freihandelszonen zur selben Zeit geben. Oder man braucht eine spezielle Übereinkunft. Wenn man sich für die EU entscheidet, muss man eine Regelung mit Russland finden. Aber aus Berlin, aus Brüssel, vom Europäischen Parlament hörten wir nur: «Das geht euch nichts an. Wir machen das untereinander aus, nur wir und die Ukrainer.» Nachdem sie es noch zwei-, dreimal versucht hatten, sagten sich die Russen: «Gut, wenn das eure Sache ist, dann wird Russland die Vereinbarung über die Freihandelszone mit der Ukraine revidieren.» Aber als Antwort von der EU haben wir gehört: «Nein, nein, wir wollen, dass ihr weiter ukrainische Produkte zu denselben Bedingungen kauft wie bisher.» Ich verstehe schon, warum die Europäer das wollten. Sie wollten eine Assoziierung, aber wir sollten dafür bezahlen. Aber das ist unmöglich: Die Ukraine kann nicht zugleich zu zwei Freihandelszonen gehören. So etwas gibt es nicht. Nun hat die EU auch noch die Verantwortung dafür übernommen, für die Ukraine zu bezahlen. Die Amerikaner werden es nicht tun. Sie zahlen nur für das Militär.

**Ist die Ukraine wirklich so wichtig für die USA? Oder verfolgen sie eine andere Agenda?**

Für die USA ist die Ukraine nur als Gegengewicht zu Russland wichtig. Im Übrigen interessiert sie Washington nicht. Da Russland eine Reihe von politischen Aktionen der USA und deren Politik in Syrien nicht unterstützen wollte und gegen die «orange Revolution» war, die von aussen finanziert wurde, entschied sich die Obama-Administration, vom Dialog mit Moskau zur Politik eines neuen kalten Krieges überzugehen. Darüber hinaus sehen wir die Vorbereitung auf den Beitritt der Ukraine und Georgiens zur Nato als Bedrohung unserer eigenen Sicherheit an. **Das ist bekannt. Aber es sieht nicht so aus, als ob die USA ihre Politik überdenken würden. Sie erwarten das eher von Russland.**

Die USA befinden sich in einer Phase verzweifelter Expansion. Früher war es nur Expansion, jetzt ist es verzweifelte Expansion. Der Grund dafür: Die USA verlieren in internationalen Angelegenheiten an Gewicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden 45 Prozent des weltweiten Bruttosozialproduktes in den USA erwirtschaftet, jetzt sind es 18,19 Prozent. Die Amerikaner sind zwar immer noch die grösste Macht der Erde, aber der Trend läuft gegen sie. Es gilt das Gesetz vom Aufstieg und Fall grosser Mächte. Wir sehen einen Aufstieg Chinas. Aber auch andere Mäch-

te bezweifeln den Anspruch Amerikas, die Welt zu regieren: Brasilien, Russland, Indien, der Iran und einige andere. Deshalb versuchen die Amerikaner, ihre geopolitischen Positionen zu konsolidieren. Diese verzweifelte Expansion verleitet Amerika zu unüberlegter Politik, sei es gegenüber Russland, sei es im Nahen Osten. Der Islamische Staat ist eine unmittelbare Folge amerikanischer Politik in Syrien. Oder Libyen. Es herrschte dort eine Diktatur, aber es gab auch Stabilität. Und es gab keinen Terrorismus. Was ist es heute? Ein Niemandsland, mit Auswirkungen auf Europa. Einerseits wegen der Flüchtlingsströme, andererseits bin ich sicher, dass es der IS ernst meint mit seinen Drohungen, Terroristen nach Europa einzuschleusen.

**Glaubt man dem amerikanischen Geostrategen George Friedman, dann liegt das in Amerikas Interesse. Er schreibt, dass es immer US-Politik gewesen sei, überall Instabilität zu schaffen.**

Ja, man spricht von kontrolliertem Chaos. Aber dieses Chaos kann fatale Folgen für die Amerikaner haben. Sie mögen es eine Zeitlang kontrollieren, aber langfristig wird es ihre Vorherrschaft herausfordern. Es ist eine sehr gefährliche, sehr riskante Politik, denn das Chaos kann – und wird – ausser Kontrolle geraten. Man sieht jetzt schon die Konsequenzen dieser Politik. Ich höre, dass die Länder der arabischen Welt Moskau bitten, in die Region, nach Nordafrika, zurückzukehren. Ägypten etwa wünscht sich wieder einen verlässlichen Verbündeten. Sie trauen den Amerikanern nicht mehr.

**Bei der Vereinbarung über das iranische Atomprogramm hat Russland freilich an einem Strick mit den Amerikanern gezogen. Warum?**

Die USA und Russland haben einige gemeinsame Interessen. Zu ihnen gehört die Nichtverbreitung von Nuklearwaffen. Ich glaube, dass die Amerikaner trotz des Chaos, das sie schaffen, nicht wünschen, dass Atomwaffen über die ganze Welt verbreitet werden.

**Was gewinnt Russland aus dem Iran-Deal?**

Wir wollen, dass der Nahe Osten atomwaffenfrei bleibt. Sicher, jeder weiss, dass Israel Nuklearwaffen hat. Aber je mehr Nuklearmächte es gibt, desto gefährlicher ist es. Und vergessen Sie nicht, diese Region liegt südlich unserer Grenzen. Wenn der Iran die Bombe hat, werden die Saudis eine sunnitische Bombe haben wollen. Dann sagen die Türken: «Sind wir etwa schlechter?», und dann kommen die Ägypter. Das ist der erste Grund. Der zweite: Wir wollen keinen neuen grossen Krieg im Nahen Osten. Die Lage ist instabil genug. Das hat direkte Auswirkungen auf uns, das macht uns verletzlich. Der radikale Islam kann den Nordkaukasus



«Antirussische Paranoia»: Parade in Moskau.

destabilisieren, und er kann über Afghanistan in Zentralasien eindringen. Wir wollen nicht, dass Zentralasien in Flammen aufgeht. Die Amerikaner spielen ein gefährliches Spiel, weil sie sich durch zwei Ozeane geschützt glauben. Aber Amerika ist auch eine eurasische Macht, Amerika ist anwesend in Eurasien durch Militärbündnisse von Westeuropa bis hin zu Japan und durch zahlreiche Stützpunkte. Daher können sich die USA auf die Ozeane nicht verlassen. Sie können verletzlich sein, auch ausserhalb ihrer Grenzen. Dass sie gefährdet sind, hat man ja schon gesehen, etwa als der US-Botschafter in Libyen ermordet wurde.

**In dieser Angelegenheit ist die damalige Aussenministerin Hillary Clinton heftig kritisiert worden. Nun kandidiert sie für die Präsidentschaft. Wenn Sie es sich aussuchen könnten: Wen hätte Moskau lieber im Weissen Haus? Hillary Clinton oder einen Republikaner?**

Unabhängig von der Parteizugehörigkeit würden wir jemanden vorziehen, der die Ver-

**«Wenn Europa standfest bleibt, gibt es eine Chance auf Frieden. Aber er kommt nicht von selbst.»**

suche, Russland zu isolieren, beendet. Wenn das zufällig Hillary Clinton ist, dann werden wir mit ihr sehr glücklich sein. Wenn es Jeb Bush ist, dann wären wir recht glücklich mit ihm. Wen wir wirklich ungern im Weissen Haus sehen würden, wäre jemand mit harten Ansichten, der etwa für militärisches Vorgehen im Iran plädiert. Jemanden wie Ted Cruz oder Marco Rubio. Die haben keine Erfahrung, und sie haben eine sehr primitive Weltsicht. Die glauben einzig und allein, dass Amerika die Welt beherrschen sollte.

**Kommen wir zurück zur Lage in der Ukraine. Im Moment ist sie ruhig, aber angespannt. Was geschieht als Nächstes?**

Komplizierte Verhandlungen oder Wiederaufnahme der Kampfhandlungen durch Kiew.

**Sehen Sie Anzeichen für komplizierte Verhandlungen?**

Nein, und das beunruhigt mich. Nebenbei

bemerkt, macht man sich darüber auch in Frankreich Sorgen. Ich bin gerade aus Paris zurück. Dort sorgt man sich, dass Kiew neue Bedingungen stellt, die das Minsker Abkommen auf den Kopf stellen. Die Ukraine will dieses Abkommen nicht demonstrativ aufkündigen, denn das würde im Westen Irritationen auslösen. Uns macht Sorgen, dass Kiew neue Waffen und Kämpfer in der Ostukraine konzentriert. Wir glauben, dass Kiew eine Offensive plant. Die ersten beiden Offensiven sind fehlgeschlagen, deshalb glaube ich nicht, dass sie die Kontrolle über die Ostukraine militärisch wiedergewinnen werden. Aber die Kriegspartei in Kiew ist sehr stark, und Präsident Poroschenko, der als Mann des Friedens gilt, handelt und redet, als ob er zur Kriegspartei gehörte. Er hofft, dass er mit US-Militärhilfe einen militärischen Sieg erringt. Unsinn. Übrigens sagen auch amerikanische Experten, dass die militärische Option keine Lösung bringen, sondern die politische Option töten wird.

**Was kann man tun, um Verhandlungen in Gang zu bringen?**

Ich erwarte nichts von den Amerikanern. Jetzt haben sie auch Militärausbilder geschickt. Alles, was sie tun, fliesst in die Militärhilfe.

**Was bleibt?**

Die Europäische Union sollte Druck auf Kiew ausüben. Kiew hängt vollständig am Tropf des Westens. Die Ukraine ist wirtschaftlich und finanziell ein schwarzes Loch. Wenn sie nicht den Fünf-Milliarden-Dollar-Kredit des IWF bekommen hätte, wäre sie heute bankrott.

**Dann müsste Europa aber gegen amerikanische Interessen handeln.**

Nein, denn die USA können nicht öffentlich sagen, dass sie gegen das Minsker Abkommen sind. Das sähe schlecht aus. Aber es ist bekannt, dass sie den Ministerpräsidenten Jazenjuk unterstützen, der in Kiew die Kriegspartei anführt.

**Sie meinen also, Washington würde den Europäern freie Hand lassen?**

Die Amerikaner sind in dieser Weltgegend nicht völlig frei. Sie hängen auch von Europa ab. Als Angela Merkel nach Washington fuhr und Obama sagte, dass sie und die anderen Europäer absolut gegen US-Waffenlieferungen an Kiew seien, hörte er ihr zu. Denn er will keinen Bruch in der Nato. Wenn Europa standfest bleibt, gibt es eine Chance auf Frieden. Aber er kommt nicht von selbst. Wenn Angela Merkel und François Hollande die Fortsetzung des Krieges in der Ostukraine mit all den negativen Folgen für die europäische Sicherheit vermeiden wollen, dann müssen sie Druck auf Kiew ausüben, damit Kiew auf die militärische Option verzichtet. Dann müssen wir langsam zum politischen Prozess kommen. Einen anderen Weg gibt es nicht. o

# Königreich, du hast es gut!

In Grossbritannien wird sich nach den Unterhauswahlen diesen Donnerstag kaum etwas ändern. Das ist erfreulich, denn dem Land geht es besser denn je.

Von Rolf Hürzeler

Ein sonniger Sonntagnachmittag vor den Unterhauswahlen an der Küste von Somerset im englischen Südwesten: Hunderte von Tages-touristen vergnügen sich auf der Promenade des Küstenortes Clevedon. Menschen aller Schichten spazieren und tun sich an fetten *fish and chips* götlich. Darunter offenkundig Privilegierte, aber auch kinderreiche Familien. Diesen Engländern geht es gut, auch wenn die Sonne nicht jeden Tag so unverschämt grosszügig scheint. Von Wahlkampf keine Spur. Denn man weiss hier, das Ergebnis wird wenig ändern.

Während diese Zeilen geschrieben werden, stehen die Wahlen kurz bevor. Noch ist völlig offen, wie sich die Briten entscheiden, dennoch ist klar: Jede radikale Veränderung würde das Erreichte gefährden. Das wissen Labour und die Konservativen, so dass sich politische Unterschiede zwischen den beiden Volksparteien im Wahlkampf kaum ausmachen liessen. Von «cross-dressing» schrieb Nick Robinson, ein politischer Kommentator der BBC, und meinte damit, dass sich die Konservativen bei der Wählerschaft von Labour anbiedern und umgekehrt. Nur die Aussenseiter auf der linken und der rechten Seite, die schottischen Nationalisten und die EU-kritische United Kingdom Independence Party (Ukip), bellten laut.

Die Arbeitslosenrate ist in Grossbritannien mit 5,6 Prozent halb so hoch wie der EU-Schnitt; das Bruttoinlandprodukt auf dem Niveau von

vor der Finanzkrise. Die Preise sind stabil, das Wirtschaftswachstum mit 2,6 Prozent letztes Jahr im Vergleich zu allen andern G-7-Staaten am höchsten. «Britische Wirtschaft hängt Deutschland ab», stellt das deutsche *Handelsblatt* fest. Mit andern Worten: Die Eckwerte sind im «Land der Suppenküchen» (*NZZ am Sonntag*) erfreulich – vor allem dank dem Finanzsektor. Auch wenn nicht alles ist, wie es sein sollte: Das Staatsdefizit ist weiterhin zu hoch, die Produktivität zu schwach, die Arbeitslosigkeit regional unterschiedlich verteilt.

Die identischen Forderungen machten den Wahlkampf zwischen den Tories und Labour zur Spiegelfechtere: Erhöhung der Ausgaben für das Gesundheits- und Erziehungswesen, finanzielle Erleichterung beim Erwerb von Hauseigentum, Festhalten an der nuklearen Verteidigung, Ausbau des öffentlichen Verkehrs – und das alles trotz Steuererleichterungen. Einzig hier war ein Unterschied auszumachen: Labour will den Reichen angeblich an den Kragen und die Schlechtverdienenden und den Mittelstand entlasten, die Tories wollen nur den Mittelstand fördern. Doch wer immer das berühmte Budgetköfferchen des Schatzkanzlers schwingen wird: Die grosse Steuerbelastung wird kaum geringer, und die Staatsausgaben werden weiter zunehmen.

Dennoch: Welch ein Unterschied zu den siebziger Jahren im Vereinigten Königreich! Als der

Kontinent vom Aufschwung der Nachkriegszeit profitierte, lag Grossbritannien darnieder, wie der Schriftsteller Ian McEwan in seinem Roman «Honig» unlängst in Erinnerung rief. Die damalige Stimmung liess sich in seiner Erinnerung mit den Worten «Dekadenz, Zerfall, Niedergang, Leerlauf und Apokalypse» zusammenfassen. Damals legten die Gewerkschaften das Land lahm, die Kohlekumpel streikten am liebsten zur kalten Jahreszeit. Wer durch die Strassen von Metropolen wie Birmingham zog, war mit Verwahrlosung konfrontiert. In den Randgebieten, auf den schottischen Hebriden etwa, währte man sich in der Dritten Welt.

Das öffentliche Schulsystem steckte in der Krise, der Ruf des nationalen Gesundheitssystems war noch schlechter als heute. Gut ist er noch immer nicht, dazu trug der skandalöse Versorgungsengpass Anfang Jahr bei, als Tausende von Patienten in Spitälern abgewiesen wurden, weil Personal und Betten fehlten. Aber keine Partei hat das Thema ausgeschlachtet, denn alle wissen, dass die Misere bleiben wird. Vereinzelt gibt es Ansätze zur Problematik der Parallelgesellschaften, die sich in den Grossstädten herausgebildet haben und mitunter der Kontrolle der Behörden entgleiten. Hier behauptet die Ukip als einzige Partei, zu wissen, wie sich die Einwanderung drosseln lässt – nur weiss keiner, ob und wie das umsetzbar ist.

## Wachsender Mittelstand

Wer heute durch eines der früheren «Problemquartiere» wie Hackney in Nordostlondon spaziert, spürt mehr noch als die Immigration die zunehmende Gentrifizierung, einen Strukturwandel im Sinne einer Abwanderung ärmerer und eines Zuzugs wohlhabenderer Bevölkerungsgruppen. Selbst in Quartieren wie Dalston, die früher als gefährlich galten, sieht man heute die Auswirkungen des wachsenden Mittelstands: Der öffentliche Verkehr funktioniert, die Auslagen in den Geschäften sind grosszügig, die Menschen ordentlich gekleidet. Natürlich fordert dieser Aufschwung Opfer wie in Berlin oder Paris – selbst in Dalston sind die Wohnungsmieten im Vergleich zu den oft niedrigen Löhnen exorbitant hoch.

Dennoch mutet es zynisch an, wenn dieser wachsende Wohlstand kritisiert und als schändlich bezeichnet wird. Auch die Wähler spüren, dass das Vereinigte Königreich zwar kein Paradies ist, aber den Unbilden der Zeit hält es vorläufig stand wie die weissen Felswände von Dover dem Wellengang der See. ○



Spiegelfechtere: Oppositionsführer Miliband, Premier Cameron.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Martin Walker:** Provokateure (*Diogenes*)
- 2 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 3 (2) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (*DTV*)
- 5 (4) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 6 (7) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, in dem ich dich traf (*Fischer Krüger*)
- 7 (6) **Lukas Hartmann:** Auf beiden Seiten (*Diogenes*)
- 8 (–) **Blanca Imboden:** Matterhörner (*Wörterseh*)
- 9 (8) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern (*Goldmann*)
- 10 (5) **Tess Gerritsen:** Der Schneeleopard (*Limes*)

### Sachbücher

- 1 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (1) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier und Jetzt*)
- 3 (4) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der auf dem Fahrrad ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 5 (–) **Katrin Bentley:** Allein zu zweit (*Wörterseh*)
- 6 (6) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 7 (8) **Kurt Lauber:** Matterhorn, Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)
- 8 (7) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 9 (–) **Jürgen Todenhöfer:** Inside IS – 10 Tage im «Islamischen Staat» (*Bertelsmann*)
- 10 (9) **Jean Ziegler:** Ändere die Welt (*Bertelsmann*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos Fahrkarte

Die Fahrkarte ist nur für eine begrenzte Zeit gültig. Als Monats- oder gar Jahresticket ist sie gekaufte Dauer, als zurückgelegte Einzelfahrt mit Datums- und Uhrzeitstempel Erinnerung an eine Reise: eine Haltestelle, zurückgelegte Wege, Begegnungen und Eindrücke. Ist man also im Besitz einer gebrauchten Fahrkarte, ist man im Besitz vergangener, besonderer oder banaler Augenblicke. Man hat Augenkontakte gehabt, Aussichten auf Anzeigetafeln, Passanten, dunkle und helle Strecken, hat gerempelt und Parfums gerochen, Lautsprecherdurchsagen gehört. Diese Eindrücke hat man registriert, weil sie interessant oder einfach nur störend waren – dann geraten sie, noch bevor die Fahrt vorüber ist, in Vergessenheit. Die Fahrkarte ist Gedächtnisort der Sinne. (sap)

## Literatur

### Seebuben

In seinem jüngsten Buch beschreibt Hans Suter eine Jugend in der Schweiz der fünfziger Jahre. Präzise, schnörkellos, ohne Brimborium. Von Max Wey

Auch schon vierzig Jahre alt, der Limmat-Verlag, in dem Max Frischs letztes Werk, «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver», erschienen ist. Hans Suter ist fünfunddreissig Jahre älter; «Unten am See» (Untertitel: «Episoden einer Jugend») heisst das Bändchen, das eben herausgekommen ist. Das Cover zeigt den «Sprung ins Wasser» von Gotthard Schuh. Hans Suter hat als Schriftsteller angefangen und sich später zum Schauspieler ausbilden lassen. In «Zivilverteidiger Lämppli» war er mit Alfred Rasser auf Tournee. In den achtziger Jahren war er Leiter des Theaters Tuchlaube in Aarau. Er hat mehrere Hörspiele verfasst, schrieb Satiren für Radio («Spaspartout», «Satiramisu») und Fernsehen («Übrigens»). Später war er mit eigenen Satireprogrammen unterwegs, und noch heute schreibt er satirische Texte für den *Nebelspalter*.

Rüschlikon, Anfang der fünfziger Jahre. Franz und Bruno verbringen viel Zeit miteinander; manchmal ist noch von Jean-Claude die

Rede. Mit ihm wird Franz später die Minioper «Egon, aus dem Leben eines Bankbeamten» aufführen. Franz besucht ihn ab und zu im Oberdorf und ist beeindruckt von der gepflegten Umgebung, in der Jean-Claude aufwächst. Er muss sich deshalb von Bruno hänseln las-

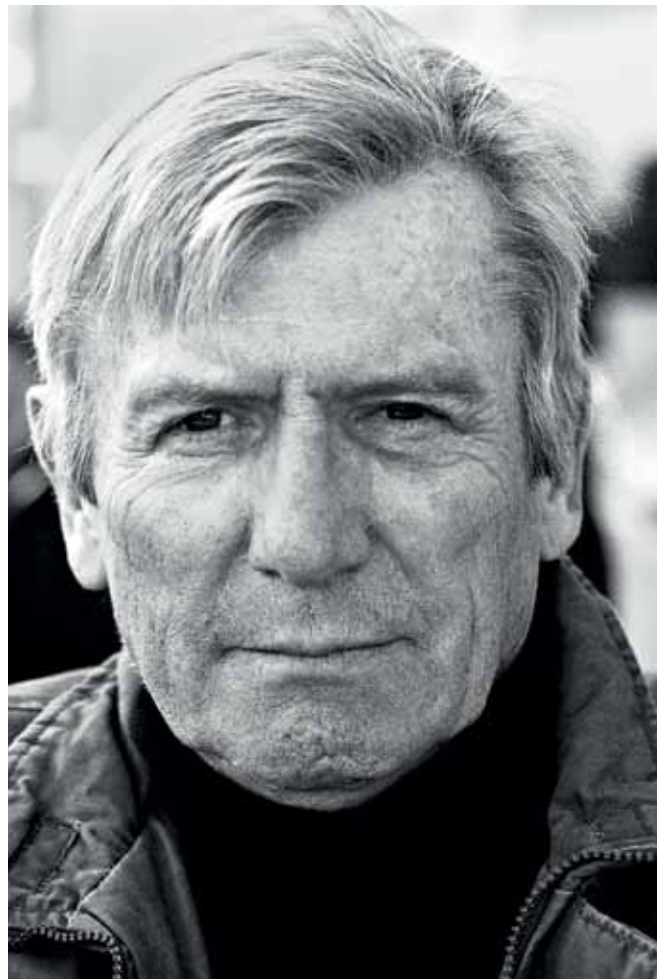
Man hofft, den Schuhmacher, bekannt als Dorf-Casanova, beim Schäferstündchen zu erwischen.

sen, denn die beiden Buben wachsen in einfachen Verhältnissen im Unterdorf auf. Der Vater von Franz, Schreiner von Beruf, ist Alkoholiker, die Mutter arbeitet bei Sprüngli in der Schokoladenfabrik.

#### Erste erotische Erfahrungen

Man sieht: Eine Jugend ohne Smartphone, das geht. Es wird viel gefischt in diesem Buch. Es gibt noch Milchkästen und Milchbüchlein, von Vorfenstern ist die Rede, und auf der Strasse fährt ab und zu ein Borgward vorbei. Wenn sie nicht fischen, bauen die beiden Knaben im nahen Duttipark, erbaut von Gottlieb Duttweiler, eine Hütte oder geben Krähen alkoholgetränkte Brotstückchen zu fressen. Erste erotische Erfahrungen werden gemacht. Man hofft, den Schuhmacher, bekannt als Dorf-Casanova, bei einem Schäferstündchen zu erwischen. Der Lehrer hat den grünen Star und wird deshalb im Unterricht von seiner Frau unterstützt. Bruno und Franz mögen sie nicht, meinen, Jean-Claude erhalte für die gleichen Leistungen bessere Noten.

Suter erzählt präzise, in ruhigen Sätzen, schnörkellos, ohne Brimborium. Wem das zu wenig Action ist, der lese Suters Kriminalroman «Basler Farben», der letztes Jahr im Kölner Emons-Verlag erschienen ist.



Es wird viel gefischt: Autor Suter.

Hans Suter: Unten am See. Limmat Verlag. 160 S. Fr. 29.50

# Fisch, Muscheln, Whiskey

Die Flood-Geschichten des legendären amerikanischen Reporters Joseph Mitchell sind erstmals auf Deutsch erschienen. Das alte New York ist noch auf jeder Seite spürbar. Von Hans-Peter Kunisch

Mr. Flood ist 93, sammelt Muschelschalen und hat einen Hang zum Meer. Darum wohnt er im Hartford House, das «wie eine Schuhschachtel» zwischen Leder- und Gewürz-lagerhäusern am New Yorker Hafen steht. 1944 ist es das älteste Hotel der Stadt. Es gibt Zimmer zu drei Dollar fünfzig oder zu vier Dollar fünfzig. Mr. Flood hat eines der besseren, im obersten Stock. Aber darum geht es ihm nicht. Mr. Flood war ein erfolgreicher Abbruchunternehmer, er könnte sich das «Waldorf Astoria» leisten, «aber alles Neue deprimiert ihn». Ausserdem will er 115 werden. Das gehe, sagt er, nur mit Fisch, Muscheln und Austern, dazu Whiskey. «Fleisch und Gemüse verkürzen das Leben.»

Leider ist Mr. Flood kein Mensch, den man kennenlernen könnte. Wenigstens nicht ganz: «In ihm vereinen sich verschiedene alte Männer, die auf dem Fulton Fish Market arbeiten oder dort ihre Zeit verbringen oder verbracht haben.» So der 1996 verstorbene Joseph Mitchell im Vorwort der jetzt

erstmals auf Deutsch veröffentlichten Flood-Geschichten, mit denen der Zürcher Diaphanes-Verlag seine Ausgabe des legendären Reporters Mitchell abschliesst. Doch offensichtlich hat Mitchell nicht immer so klar über literarische Rundungen seiner Figuren Rechenschaft abgelegt. Die erste, Ende April erschienene Mitchell-Biografie von Thomas Kunkel («Man in Profile. Joseph Mitchell of *The New Yorker*») sorgt gerade für Aufregung im New Yorker Journalistentenreich, weil sie Mitchell genau dies vorhält. Janet Malcolm, wie einst Mitchell Redaktionsmitglied des berühmten *New Yorker*, verteidigt ihn provokativ: «Wir sind eben weniger begabt als Mitchell.» Viele Kollegen seien nicht gut genug, die Wirklichkeit so frei zu beschreiben wie er. Was den Problemstier zwar an den Hörnern packt, aber nicht aus dem Weg räumt. Die Mythen vom fantasiebegabten Schriftsteller, der «lügen» darf, und jene vom faktengenauen Journalisten, dem das verboten ist, sind zwar

verwandt, aber letztlich Gegensätze. Vielleicht wird Mitchell bald eher als Schriftsteller gelten?

## Skurril, ausgemustert

Eine Legende ist er geworden, weil er mit viel Liebe zum Detail schrieb, seine Figuren ohne Sensationsmache zum Leben erweckte, auf der Suche nach den Mythen des Alltags – und anschliessend, weil er von 1964 bis zu seinem 1996er Tod täglich in sein Büro ging, ohne

etwas zu veröffentlichen. Erst im Februar 2013 gab es, wieder im *New Yorker*, eine Überraschung: «Street life. Becoming part of the city». So der Anfang von Mitchells nie abgeschlossenem Erinnerungsbuch. Darin erzählt er, wie er Teil der Stadt wurde und auf einmal traurig konstatierte, wie sich das Gefühl für sie, auch durch den weltweiten Skandal der Zerstörung wertvoller Architektur während der sechziger und siebziger Jahre, wieder verlor.

Mr. Flood hat das Bauunternehmen seines Onkels ironischerweise gleich in ein Abbruchun-

ternehmen verwandelt. Aber das Gespür für das alte New York und seine Menschen ist in den drei Flood-Geschichten, die 1944/1945 erschienen, noch auf jeder Seite da. Ob Mitchell von den skurrilen, ausgemusterten Seeleuten erzählt, die fest im Hartford wohnen, oder von Floods Frau, die nie trank und früh starb. Mitchells Humor bleibt unverwechselbar trocken, lapidar. Wenn Flood mit einem Rausch nach Hause kam, «ist sie über mich hergefallen». Auf eine spezielle Weise: «Nicht, dass sie mir eins überbraten wollte. Sie stand einfach in der Tür, warf ihren Kopf in den Nacken und heulte.»

**Joseph Mitchell:** Old Mr. Flood. Von Fischessen, Whiskey, Tod und Wiedergeburt. Diaphanes-Verlag, 160 S., Fr. 20.–



Mythen des Alltags: Journalist Mitchell.

# Posaune wild, Posaune mild

Von Peter Rüedi

Das posaunistische Nonplusultra war seine Gruppe Slideride, das A-capella-Quartett mit den Kollegen Craig Harris, George Lewis und Gary Valente. Aber Ray Anderson reicht ganz allein für diesen Superlativ aus. Der 1952 in Chicago geborene Posaunist ist ein so vielseitig sprühender Charakter, dass er in der Einzahl gar nicht zu fassen ist. In ihm haben alle Facetten des schwierigen Instruments Platz – die ans Herz greifende butterweich sangbare (die Filiation Jack Teagarden – Tyree Glenn – Urbie Green) wie die raue und angriffige, die sich aus dem New-Orleans-Stil (Kid Ory) bis in den Free Jazz (Roswell Rudd) fortsetzte. Anderson, der unter anderem im Umfeld der Chicago-Avantgarde AACM gross wurde, hat sich auch immer um die Grenzziehungen zwischen freier Improvisation und gebundeneren Jazzformen focht; Ideologien oder strikte ästhetische Leitplanken waren seinem verspielten Charakter und seinem Witz (der immer schnell und schlank ist und mit dem zuweilen auch unter Free Jazzern verbreiteten Sauglattismus nichts zu schaffen hat) seit je ein Graus. Anderson ist der Proteus der modernen Jazzposaune, und seine Lust am Klamottenwechsel ist zum Glück auch auf der CD offensichtlich, mit der er nun nach seiner Genesung von schweren Krankheiten, auferstanden aus einer Hiob-Phase seines Lebens, zurück ist. Die Gruppe auf «Being the Point» heisst Ray Anderson's Organic Quartet, was neben dem organisch Körperhaften der Musik seine Vorliebe für den guten alten Sound und Groove der Hammondorgel meint, die auch schon den Blues-Tribut seiner Lapis Lazuli Band mit Amina Claudine Myers an der B3 prägte. Anderson bläst die Posaune mal raunzig, mal seren, mal virtuos. Mal wild, mal mild. Und wie alle seine unterschiedlichen Gruppen ist auch diese ein hochintegrierter Verband: mit Gary Versace an der E-Orgel, Steve Salerno an der Gitarre und dem alten Freund Tommy Campbell an den Drums. Ein wunderbar weit gespanntes Panorama, mal intim berührend, mal prickelnd vor ansteckender explosiver Lebenslust. Jedenfalls allen Arten von orthodoxer Verböhrtheit hohnlachend. Eine helle Freude.



**Ray Anderson's Organic Quartet:** Being the Point. Intuition INTCHR 71313

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Das Deckelbad	★★★★★
	Regie: Kuno Bont	
2	A Most Violent Year	★★★★★
	Regie: J. C. Chandor	
3	X & Y	★★★★☆
	Regie: Morgan Matthews	
4	Les combattants	★★★★☆
	Regie: Thomas Cailley	
5	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton/R. Starzak	
6	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
7	A Little Chaos	★★★★☆
	Regie: Alan Rickman	
8	Big Eyes	★★★★☆
	Regie: Tim Burton	
9	Ex Machina	★★★★☆
	Regie: Alex Garland	
10	Avengers: Age of Ultron	★★★★☆
	Regie: Joss Whedon	

### Kinozuschauer

1 (1)	Avengers: Age of Ultron	39 401
	Regie: Joss Whedon	
2 (2)	Fast & Furious 7	16 666
	Regie: James Wan	
3 (-)	The Longest Ride	16 585
	Regie: Nicholas Sparks	
4 (-)	Tinker Bell and the Legend of the ...	11 921
	Regie: Steve Loter	
5 (5)	Shaun the Sheep Movie	8 124
	Regie: M. Burton/R. Starzak	
6 (3)	Paul Blart: Mall Cop 2	8 033
	Regie: Andy Fickman	
7 (4)	Ex Machina	6 153
	Regie: Alex Garland	
8 (7)	Home (3-D)	6 045
	Regie: Tim Johnson	
9 (-)	The Gunman	5 952
	Pierre Morel	
10 (6)	Run All Night	4 247
	Regie: Jaume Collet-Serra	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Der Hobbit – Die Schlacht ... (Warner)
2 (-)	Der Hobbit – Trilogie (Warner)
3 (2)	Interstellar (Warner)
4 (1)	Exodus: Götter und Könige (Fox)
5 (3)	Game of Thrones – Staffel 4 (Warner)
6 (4)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
7 (6)	The Homesman (Rainbow)
8 (5)	Paddington (TBA)
9 (8)	Die Pinguine aus Madagascar (Fox)
10 (7)	Nachts im Museum 3 (Fox)

Quelle: Media Control



Totaler Respektlosigkeit: Spitzenpolitikerin Selina Meyer (Julia Louis-Dreyfus).

### Serien

## Zwerchfellkomischer Zirkus

Die TV-Comedy-Soap «Veep» über eine Vize, die ins Oval Office will und es auch schafft, wird hierzulande unterschätzt. Dabei ist sie beste Politsatire. Von Wolfram Knorr

Der Vizepräsident, sagte John Nance Garner, Franklin Delano Roosevelts erster Vize, sei nichts wert, gerade mal so viel wie «ein Eimer warmer Pisse». Auch Selina Meyer (Julia Louis-Dreyfus), selbst in dieser Funktion, ahnt das, würde es aber niemals zugeben – und schon gar nicht vor ihrem Stab. Der wuselt kolossal geschäftig um sie herum, um zum einen zu demonstrieren, für wie wichtig er sich hält, und zum anderen, um zu zeigen, für wie wichtig er sie hält. Schliesslich hat jeder und jede seine und ihre Anstellung der Vize zu verdanken und möchte auch lange die Funktion behalten.

Also mimt man Unentbehrlichkeit nach allen Seiten, auch wenn der entlarvende Gag jeder Folge Selinas Frage ist: «Hat der Präsident angerufen?», und sie jedes Mal zur Antwort bekommt: «Nein.» Aber damit ist jetzt Schluss. In der vierten Staffel der leider unterschätzten US-Comedy-Politsatire «Veep», die in Deutschland vom Pay-TV Sky Atlantic HD parallel zur US-Ausstrahlung gezeigt wird, hat Madame Meyer geschafft, was Hillary Clinton erst noch vor sich hat: im Oval Office zu landen. Endlich hat Meyer erreicht, was sie immer angestrebt hatte: ganz, ganz oben zu sein – auch wenn ihr die Qualifikationen dazu fehlen, und ihrem Stab erst recht.

«Veep» – das Kürzel steht für «vice president» («v. p.» = «vee pee») – ist die mit Abstand

feurigste und scharfzüngigste Comedy-Serie, in der der gesamte administrative Politapparat gnadenlos durch den Kakao gezogen wird. Weil der Präsident das Amt niederlegt, rückt Selina nach und gerät gleich in den Wahlkampf. Und wie sie sich nun mit ihrem Stab auf ihre erste Rede vorbereitet, das gehört zum Bissigsten, Geistvollsten und Bösesten aller Politsatiren. Das Beste an der Serie allerdings ist die präzise Sicht auf die Primadonnen-Mentalität der höfischen Intrigen. Wenn der eine den anderen oder die andere nicht riechen kann, dann nur, weil sie oder er mehr Aufmerksamkeit durch die Chefin erfährt oder sie oder er sich das zumindest einbildet. Worum es allen in Tat und Wahrheit geht, ist, Bedeutung zu markieren, was zum zwerchfellkomischen Zirkus wird.

### Kehrseite von «House of Cards»

Erfunden wurde «Veep» vom Schotten Armando Iannucci («The Thick of It»), einen Virtuosen des Dialogwitzes, der eigentlich in der Politsatireszene ein Neuling ist und sich vielleicht gerade deshalb die totale Respektlosigkeit leistet – und sie sich auch leisten kann. «Veep», mit hinreissender Besetzung und einer herrlich verbal rumzappelnden Julia Louis-Dreyfus (die für ihre Rolle einen Emmy erhielt), ist in gewissem Sinn die Kehrseite von «House of Cards». Wird dort folgenreich handfest um Macht intri-

giert, läuft in «Veep» dafür die Wichtigtuermaschine auf Hochtouren. Wer die Serie so richtig nach seinen Bedürfnissen geniessen will, für den ist noch immer die DVD das Richtige; und von der ist die dritte Staffel erschienen. Da ist Selina noch nicht auf dem Gipfel, aber auf der Zielgeraden. («Veep»: Staffel 3, mehrsprachig mit Bonusmaterial). ★★★★★

## Weitere Neuheiten

**Utopia** — Die Unterwanderer sind überall. Sie haben einen Plan und alles unter Kontrolle. Für sie ist die Welt Willkür, für die anderen aber, die an Zufälle nicht glauben, und die überall Verschwörer am Werk sehen, wird sie zur Wahnvor-



Unterhaltssamer Albtraum: «Utopia».

stellung. Und so wirken die skurrilen Aussenseiter Becky (Alexandra Roach), Ian (Nathan Stewart-Jarrett), Wilson Wilson (Adeel Akhtar) und die elfjährige Rotznase Grant (Oliver Woolford) denn auch ein wenig wie vom Wahn besessen. Wäre da nur nicht Arby (Neil Maskell), ein roboterartiger Psycho, der an ihre Wohnungen klopft und mit der Knarre fragt: «Where is Jessica Hyde?» Wehe, wenn sie keine zufriedenstellende Antwort geben. Zwar haben sie keine Ahnung, wer das ist, aber dann erscheint die Mysteriöse und fleht Becky und Co. an, mit ihr sofort zu verschwinden. Sie sind hinter ihr und hinter ihnen her. «Utopia» ist die verrückteste Serie seit langem, und die Werbung hat nicht

mal Unrecht, wenn sie sie zwischen «Twin Peaks» und «No Country for Old Men» ansiedelt. Sie zeichnet sich nicht nur durch typisch britischen, rabenschwarzen Humor und finstere Brutalität aus (erfunden hat sie Dennis Kelly), sondern auch durch geschickte Reflexionen über die Gegenwart. Zwar geht's vordergründig um ein Pharmaunternehmen, das mit einem Impfstoff die Bevölkerungsexplosion stoppen will, aber dank der labyrinthenkluhen Dramaturgie auch um Totalüberwachung via Internet und Anonymität in einer Gesellschaft, die dabei ist, durchzudrehen. Der spannende, unterhaltsame Albtraum ist in satte, surreale Farben getaucht, und David Fincher, der schon für das US-Remake «House of Cards» mit verantwortlich zeichnet, bereitet die Ami-Version von «Utopia» vor. Sie wird glatter sein, ohne die böse Sperrigkeit des britischen Originals. («Utopia»: Staffel 1, mehrsprachig mit Bonus-Material). ★★★★★

**Fargo** — Der exzellente Kinofilm der Coen-Brüder war schon eine bizarre Provinzposse mit schrulligen Figuren und ebenso absonderlichen Wendungen. Ein Solitär. Noah Hawley, ein grosser Fan, hatte die Idee, dieses irrwitzige Universum zu erweitern, eine Miniserie daraus zu machen. Er schrieb, produzierte und besetzte sie sensationell. Das führte zu einer zweiten Staffel! Die erste, von Netflix ausgestrahlt, ist jetzt als DVD erhältlich. («Fargo»: Staffel 1, mehrsprachig mit Bonusmaterial). ★★★★★



Sensationell besetzt: «Fargo».

## Fragen Sie Knorr

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre wurde im TV jedes Wochenende mindestens ein Western gezeigt, heute sind Western Mangelware. In Hollywood sind sie ebenfalls eine Rarität. Trauen Sie dem Genre ein Comeback zu? J. Z., Zürich

Ich bin kein Nostradamus. Der Blick in die Zukunft ist mir nicht gegeben, aber es ist schon möglich, dass das Western-Genre wieder eine Chance bekommt, wenn Nietzsche mit seiner Behauptung von der «Wiederkehr des Im-



mergleichen» recht haben sollte. Kein Medium hängt so am Tropf der Zeitgeistmode wie der Film. Denn grundsätzlich hat sich die uramerikanische Gattung, deren DNS aus der Formel «Good guy meets bad guy – bad guy turns worse – showdown» besteht, nicht verändert; nur das Dekor. Früher kam der Westerner hoch zu Ross aus der Tiefe des Raums, heute saust er halt im Raumschiff in die Tiefen des Raums – aber der Showdown folgt noch immer.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Mit Veggie-Wurst gegen die Fifa

Von Rico Bandle

Die Welt ist kompliziert geworden. Da ist es beruhigend, dass es noch Konstanten gibt. Eine davon: Die Fifa ist böse. Und wenn es das Böse gibt, dann muss es auch das Gute geben. Das haben die Macher der ARD-Dokumentation «Der verkaufte Fussball» auf einem Quartierfussballplatz in Hamburg gefunden, wo in der Pause vegetarische Bratwürste verkauft werden und Kinder herumtollen. Ein Anhänger dieses guten Fussballs sagt mit besorgter Miene, er finde den Weltfuss-



Das Gute: Fussball mit fleischloser Wurst.

ballverband ganz schlimm: «Wahrscheinlich brauchen wir die Fifa gar nicht.»

Die idyllischen Veggiewurst-Kicker bilden den Kontrast zum Hauptteil des Films, der von Gier, Ausbeutung und Macht handelt. Fünf Monate haben zwei Journalisten recherchiert, sie bieten dem Publikum unzählige vage Andeutungen von Korruption, schlichte Behauptungen (zum Beispiel, die Schweiz biete «paradiesische Zustände für dubiose Machenschaften») und Anschuldigungen von Fifa-Aussteigern. Konkrete und belegte Missstände bleiben in den 45 Minuten rar und betreffen korrupte Funktionäre aus Afrika.

Die Kommunikationsverweigerung der Fifa spielt den Filmemachern in die Hände, ebenso, dass die ARD-Leute in Katar nach einer heimlichen Filmaufnahme einige Tage festgehalten wurden. Das alles wird zum Indiz für düstere Vorgänge hochgespielt. Eine Gewerkschafterin bringt poetisch auf den Punkt, was die Filmemacher von Beginn an mitteilen wollten: «Es muss Böses im Herzen der Fifa geben.»

Der verkaufte Fussball: ARD, 4. Mai, 22.45 Uhr.

# Rosaroter Knalleffekt

Ein Berner Auktionator im Zürcher «Baur au Lac»; Wagners «Walküre» im Konservatorium Zürich. *Von Hildegard Schwaninger*



Wind in die alte Bude: Veranstalter Vögele.

**P**eter Vögele, Besitzer der alteingesessenen Galerie Stuker in Bern, möchte sein Auktionshaus auch im Bewusstsein der Zürcher positionieren und veranstaltete eine Auktionsvorschau im «Baur au Lac». Organisiert wurde die zweitägige Ausstellung vom Zürcher Kunstexperten **Thomas Boller**. Schmuckhändler zeigten reges Interesse; eine gewisse Behäbigkeit, welche das Markenzeichen der helvetischen Hauptstadt ist, zeichnete das Vernissage-Event aus. Highlight der Auktion ist – neben dem Schwerpunkt Juwelen und Uhren – das Albert-Anker-Bild «Tête de jeune fille».

Schon mit der eleganten Einladungskarte wollte Boller ein Zeichen setzen. Sie ist rosarot – ein echter Knalleffekt für ein konservatives Haus wie Stuker Bern. Es kam sensationell an, und Boller stellte schmunzelnd fest, dass sie «etwas Wind in die alte Bude» brachte. Boller nennt sich selbst «ein Auktionsfossil», erstmals in Kontakt mit dem Auktionswesen kam er mit sechzehn Jahren, als er in der Villa Rosau, dem heutigen Club Baur au Lac, bei einer Auktion aushalf. «Heute habe ich 52 Jahre auf dem Buckel, und von denen habe ich ein Jahr im «Baur au Lac» verbracht, wenn ich alle Mittagessen, Vernissagen und Ausstellungen zusammenzähle – deshalb bekam ich für die Stuker-Ausstellung auch den «Salon Français» zu angenehmen Konditionen.»

**Peter Vögele**, Sohn des Modeunternehmers Charles Vögele, ist kostenbewusst, und so

musste Boller Fantasie und gute Beziehungen spielen lassen, damit der Anlass zum Gelingen kam. Schaukästen fand er bei einer Vitrinen-Mietfirma im Aargau; bei seinem Schreiner bestellte er Wände nach Mass, alles so punktgenau, dass die Aufstellung innerhalb von zwei Stunden klappte. «Wie im Militär!», frohlockte Boller, der aus einer alten Berner Reiter- und Militärfamilie kommt.

Sein guter Freund **Gian Müller** von Blumen Capitol lieferte Rosen und Lorbeerbäumchen, und das Ganze war dann mit den ausgesuch-



«Auktionsfossil»: Kunstexperte Boller.

ten französischen Möbeln der Louis-XV- und Louis-XVI-Zeit, dem chinesischen Porzellan, den ausgesuchten Gemälden und dem traumhaften Anker-Mädchen sehr schön und ver-

kaufsfördernd. Juwelier **Harry Hofmann** versenkte seinen Blick tief in die Vitrinen, und auch **Nicole Okmian**, die Tochter des berühmten Uhrenhändlers **Edgar Mannheimer**, zeigte sich angetan.

Peter Vögele, ein Gentleman alter Schule, liess guten Wein servieren und altmodische Canapés (nicht modische Fusion-Häppchen), so dass die stark vertretene Zürcher Konkurrenz die Gediegenheit des Berner Hauses bestaunen konnte.

Thomas Boller sass die ganzen zwei Tage in der Hotelhalle und beobachtete das Geschehen und – da optimal vernetzt in Zürich – begleitete die zahlreichen Damen, die er kannte, in dieses Epizentrum des bedächtigen Berner Wesens.

**D**ie Ostschweizer Sopranistin **Mona Somm** singt bei den Tiroler Festspielen in Erl die grossen Wagner-Partien (Brünnhilde, Isolde, Venus, Kundry), jetzt trat sie bei einer Veranstaltung der Schweizerischen Richard Wagner Gesellschaft auf. Der Saal im Konservatorium Zürich war restlos ausverkauft. Ganz vorne sass **Dagny Beidler**, eine äusserst muntere Wagner-Urenkelin. **Katja Fleischer**, Leiterin des Wagner-Museums in Tribtschen LU, war auch da und **Armin Trösch**, der Zürcher Buchantiquar, der jahrelang Präsident der Wagner-Gesellschaft war und heute Ehrenpräsident ist.

Gespielt wurde der erste Aufzug «Walküre», inszeniert von **John H. Mueller**, Jurist, Opern-



Champagner und Butterbrot: Sopranistin Somm.

kenner und Teilzeitregisseur – in Anlehnung an die private Uraufführung 1856 im Hotel «Baur au Lac». Das Ereignis wurde nachgespielt, wie es hätte sein können. **Stefan Gallati**, Sanitärunternehmer aus Luzern und derzeitiger Präsident der Richard-Wagner-Gesellschaft, trat als Mäzen und Wagner-Förderer Otto Wesendonck auf; mit seiner aristokratischen Erscheinung machte er da eine gute Figur. Am Flügel sass bei dieser szenischen Inszenierung **Barbara Maria Sachs**, die Männerrollen sangen **Roberto Gionfriddo** (Tenor) und **Martin Snell** (Bass). Am Schluss gab es für alle – wie im Salon Wesendonck üblich – Champagner und Butterbrot.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Seekrieger unter sich

Die Restaurantbetreiber Siobhan Jennings, 25, und Leigh Bates, 27, haben kürzlich geheiratet. Den Event beschreiben sie als Mischung aus Punk-Party und Wikinger-Sause.



Riesiger Spass: Ehepaar Bates-Jennings.

**Siobhan:** Nicht nur die Insignien verbinden uns mit den Wikingern, sondern auch ihre Moralvorstellungen, die streng auf die eigene Sippe und die Gefolgschaft ausgerichtet sind. In die frühere Zeit übersetzt, bedeuteten sie, dass man sich in der Gruppe nichts zuschulden kommen lassen durfte, es jedoch nicht als unehrenhaft galt, in der Fremde zu rauben und zu plündern. Was ich damit sagen will: In einer Gruppe aus Gleichgesinnten ist das Benehmen manchmal besser als bei jenen, die sich auf die Kodexe und Gepflogenheiten einer breiten Gesellschaftsschicht berufen.

**Leigh:** Ich studierte nordische Mythologie und bin seither fasziniert vom Kult der Wikinger. Der Begriff leitet sich vom altnordischen Substantiv *vikingr* ab, das einen Seekrieger auf langer Fahrt, von der Heimat entfernt, meint. Die weibliche Form, *viking*, bedeutet die Schiffsreise oder die Kriegsfahrt auf See an eine entfernte Küste. Wichtiger als die Wortklaubereien ist uns aber die Party-Kultur der Wikinger. Das Feiern, das Essen, die Kleidung sind wichtig, und aus diesem Grund sollten diese Themen – vermischt mit Punk-Elementen – auch während unserer Hochzeitsfeier präsent sein.

**Siobhan:** Als ideal erwies sich das Wikinger-Thema auch aus kulinarischer Sicht, da die Wi-

kinger gute Köche waren. Sie lebten vom Fischfang und von der Jagd. Wir grillierten kein Spanferkel, sondern boten verschiedene Currys an und schenkten hektoliterweise Bier und Wein aus. Wir luden alle Leute ein, die wir kannten. Die Hälfte stylte sich so wie wir selbst, es war ein riesiger Spass.

**Leigh:** Wir mixten verschiedene alte Kulturen, und in diesem Sinn hackten wir auch die modischen Hochzeits-Cupcakes mit einem alten Wikingerbeil entzwei. Zudem zeleb-

### Die Trauzeugen durften ein Stück Stoff vom Hochzeitskleid reissen, und dann auch alle anderen Gäste.

rierten wir auch einen alten Brauch: Die Braut muss auf einem Stuhl sitzen, der Bräutigam entfernt das Strumpfband, das sie unter dem Rock trägt, und übergibt es einem ledigen Mann in der Runde. Danach dürfen die Trauzeugen ein Stück Stoff vom Hochzeitskleid abreissen und dann auch alle anderen Gäste. Siobhans Outfit sah danach noch besser aus als zuvor. Weil das Hochzeitskleid so quasi zerstört wurde, begann man nach einer Alternative zu suchen, und so entstand die Tradition, dass die Braut den Strauss über ihren Kopf in Richtung der weiblichen Gäste wirft.

**Siobhan:** Unsere Leidenschaft für die Wikinger ist auch mit unserem Beruf verbunden. Seit vielen Monaten sind wir mit einem Restaurant-Projekt beschäftigt, das vor der Vollendung steht. Es soll ein mystischer Ort werden, der New Age, Wikingerkultur und altmodisches Design verbindet und alternative Unterhaltung anbietet. In diesem Lokal soll weitergeführt werden, was wir an unserer Hochzeit erlebt haben: Die besten Partys macht man mit Menschen, die eine ähnliche Lebenshaltung haben.

Protokoll: Franziska K. Müller

## Glück

Von Andreas Thiel — Eine Redaktions-sitzung bei der Weltwoche.



**Köppel:** Was könnten wir noch hinterfragen?

**Gut:** Diese Studie, die behauptet, wir Schweizer seien die glücklichsten Menschen – wer hat die herausgegeben und warum?

**Kamer:** Die meisten EU-Mitgliedstaaten

rangieren auffällig weit hinten. Hat die EU die Liste manipuliert mit der Absicht, die Schweiz für afrikanische Flüchtlinge attraktiver aussehen zu lassen als die EU?

**Borner:** Ich glaube nicht, dass die Studie manipuliert wurde. Nach der Schweiz kommt Island und Norwegen ist vierter. Alle drei sind Efta-Staaten. Diese Studie beweist doch: Die EU macht Menschen unglücklich.

**Köppel:** Aber warum sollen Schweizer glücklicher sein als Isländer und Norweger?

**Mörgeli:** Island ist in der Nato. Supranationale Organisationen machen unglücklich.

**Bodenmann:** Norwegen ist nicht in der Nato, rangiert aber hinter Island.

**Mörgeli:** Norwegen hat mehr Sozialdemokraten als Island. Das macht noch unglücklicher.

**Zimmermann:** Auffällig an der Liste ist, dass Menschen in sozialistischen und muslimischen Staaten besonders unglücklich sind.

**Baur:** Aber warum die Schweiz, Island und Norwegen? Das sind doch die Länder mit den höchsten Selbstmordraten.

**Broder:** Da haben wir es! In der Schweiz, in Island und in Norwegen leben bloss statistisch gesehen mehr glückliche Menschen, weil sich die Unglücklichen alle umgebracht haben.

**Bundle:** Dann ist Afrika demnächst der glücklichste Kontinent der Welt. Die unglücklichen Afrikaner müssten doch schon bald alle in Europa angekommen sein.

**Gut:** Mein Gott! Aus diesem Thema müssen wir unbedingt eine mehrteilige Fortsetzungsgeschichte machen.

**Thiel:** Wozu? Ich kriege das alles in eine Spalte rein.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Zwei Seiten einer Blume

Von Peter Rüedi



Ein Freund, der den Mund gern in jeder Hinsicht voll nahm, pflegte zu sagen: «La vie est trop courte pour boire des vins déclassés.» Diese Maxime hat er vor längerer Zeit in blutiger Ironie mit seinem frühen Tod bezahlt. Sie war nicht sein einziger Irrtum. Zu den «deklassierten Weinen» rechnete er nämlich auch die Zweitweine der grossen Châteaux. Die sind, wenigstens an den ersten Adressen, längst mehr – was nach der Pressung der ersten Wahl halt noch so übrigbleibt oder ausschliesslich das Produkt von (zu) jungen Parzellen. Der Zweitwein von Château Latour, «Les Forts de Latour», ist zum Beispiel ein eigenständiger Wein, und sein Preis hat den vieler renommierter Erstgewächse längst überflügelt. Da hält sich die kleine Schwester von Château Rocheyron zu unserem Glück noch in bescheidenem Rahmen. Von Deklassierung ist ihr allerdings ebenfalls nichts anzumerken. Das kleine Gut auf einem Kalkplateau im Saint-Emilion (8,45 Hektaren, 70 Prozent Merlot und 30 Prozent Cabernet Franc) haben 2010 zwei prominente Partner als Joint Venture gekauft: der Unternehmer Silvio Denz, auf der Basis seiner Erfolge in anderen Branchen seit einiger Zeit leidenschaftlicher Sammler von Weingütern (oder zumindest Beteiligungen an solchen): Château Faugères, Château de Chambrun, Lafaurie-Peyraguey, Clos d'Agon an der Costa Brava und Montepeloso in Suvereto); und der dänische Önologe Peter Sisseck, vor allem mit seinem Dominio de Pingus längst zu einer spanischen Legende geworden (übrigens auch an Clos d'Agon beteiligt). Mit Rocheyron ist er zu den *roots* seiner önologischen Formation zurückgekehrt. Die beiden Schwergewichte haben kumulierte Ambitionen. Château Rocheyron ist bereits bei Preisen im dreistelligen Bereich angelangt. Halten wir uns also an «La Fleur de Rocheyron», einen mächtigen reinen Merlot mit ausladender Frucht (Brombeeren, Cassis, viel saftige Kirschen), schöner Säure, feingeklöppelten Tanninen. Ein Wein mit einer Doppelnatur: barocke Fruchtbarkeit und mineralisch frische Finesse. Das eine steigert das andere.

**La Fleur de Rocheyron Saint-Emilion Grand Cru 2010.** 15%. Denz Weine, Zürich. Fr. 39.–. [www.denzweine.ch](http://www.denzweine.ch)

## Das Kaninchen und sein Futter

Verspielt, gewagt, gekonnt: Auch wer schon viel gesehen und gegessen hat, kann von Heiko Nieder noch überrascht werden. Von David Schnapp



Knapp drei Stunden dauert die Vorstellung: Heiko Nieder.

Rückblende: 2009 schrieb ich erstmals in dieser Zeitschrift über Heiko Nieder, der im Jahr zuvor die Gourmetküche des neueröffneten «The Dolder Grand» übernommen hatte. Das Dessert aus Zitrone, Banane und Weissbier ist unvergessen, und mittlerweile hat sich zu Hause im Speisekartenarchiv eine schöne Sammlung von Heiko-Nieder-Menüs zusammengefunden, Dutzende seiner Gerichte wurden Teil meiner Essensbiografie. Ich hege also gewisse Sympathien für den Mann und seinen Kochstil.

Das zwölfgängige Tasting-Menü in «The Restaurant» ist ein vergnügliches und geschmackvolles Musterbeispiel avantgardistischer Kochkunst. Was moderne (und traditionelle) Zubereitungstechniken im Zusammenspiel können, wird hier treffsicher vorgeführt: Es gibt Schäume (Rhabarbersaft), Espumas (Emmentaler), Gelees (Waldmeister), gefrorene Perlen (Quark), Pulver (Estragon), es gibt Konfiertes (Steinbutt), Gedämpftes (Hummer), Gebratenes (Hühnerherzen), Abgefämltes (Gänseleber), Geschmortes (Innereien vom Kalb) oder Gefrorenes (Sellerie-Eis).

### Hühnerherzen, mit Soja glasiert

Heiko Nieder kocht, was ihm selbst Freude macht und wovon er glaubt, dass es seine Gäste unterhalten könnte. Er will sie überraschen, manchmal herausfordern, aber auf keinen Fall

langweilen. Es gelingt scheinbar mühelos. Mit feinsinnigem Humor bei einem gut abgeschmeckten Tatar vom Kaninchen, das mit dessen Futter bedeckt ist: Wiesenkräuter wie Löwenzahn, Spitzwegerich oder Wiesenknopf. Dazu Pilze, Brotchips und säuerlicher grüner Tomatensaft. Oder er schafft es mit einem besonderen Produkt und einem Umami-Knaller: Hühnerherzen, mit Soja glasiert, dazu ein Ingwer-Biereis, Rhabarberschaum und Kimchi-Gemüse, das also einer Milchsäuregärung unterzogen wurde. Dann wieder lässt der Küchenchef einen entspannen bei einem Wohlfühlgericht aus weissem Spargel mit mundfüllender Eigelbsauce, jodigem Imperial-Kaviar, ätherischem Spargel-Milch-Schaum und leicht senfiger, scharfer Barbarakresse.

Knapp drei Stunden dauert die Vorstellung von Heiko Nieder. Sie ist verspielt, manchmal gewagt, aber immer gekonnt. Mal wird der geschmackliche Kontrast gesucht, mal die Harmonie. Stilsicher verbindet der Aromenkaiser Estragon, Hummer und Erdbeere oder am Ende weisse Schokolade mit Waldmeister, Sellerie, Basilikum und Campari – ein weiteres Dessert, das unvergessen bleiben könnte.

**The Restaurant im The Dolder Grand**  
Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich. Tel. 044 456 60 00  
Sonntags und montags geschlossen.  
Ausführliche Besprechung des Menüs  
auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## Strassenrennen light

Auf der Spur der legendären Targa Florio auf kurvigen sizilianischen Bergrouen mit einem Porsche Cayman GTS. *Von David Schnapp*

Um allfällige Zweifel auszuräumen: Ich bin Autotester, kein Autorennfahrer. In der Berufskategorie der Autojournalisten kommt der Typ Rennfahrer zwar vor, öfter aber ist es wie bei den Musikjournalisten: Zu einer erfolgreichen eigenen Band hat es dann doch nicht ganz gereicht. Das sollte vorausgeschickt werden, weil es hier um eine Strecke geht, die einst ein legendäres Langstrecken-Strassenrennen war: «Die Targa Florio (italienisch für Schild, Plakette) wurde von 1906 bis 1977 meistens im Mai als wichtige internationale Veranstaltung teilweise mit WM-Status (Sportwagen-Welt-

meisterschaft) durchgeführt. Sie ist somit noch älter als das Indianapolis 500. Seit 1978 wird sie als Rallye fortgeführt» (Wikipedia).

Ich folgte einer Einladung von Porsche und fuhr, ausgehend von Palermo, mit einem Cayman GTS Teile dieser ehemaligen Rennstrecke. Zunächst war ich bloss froh, den Morgenverkehr der sizilianischen Hauptstadt überlebt zu haben. Wer wissen möchte, warum Italien von manchen als *failed state* angesehen wird, sollte einmal durch Palermo fahren (oder gehen).

Als Nächstes stellen mein Beifahrer und ich fest, dass die Wertegemeinschaft der EU wohl in manchen Bereichen ihres Einflussgebietes für sauber geteerte Strassen sorgt, aber die Bergstrassen in Sizilien gehören nicht dazu. Für das straff abgestimmte Fahrwerk eines Cayman GTS sind die Unebenheiten, Schlaglöcher, aufgerissenen Beläge eine Herausforderung, die er mit etwas Geschick und Vorsicht am Steuer allerdings erstaunlich gut überwindet. Zuallererst geht es daher nicht um Geschwindigkeit, sondern darum, Mensch und Material möglichst heil über den rund 150 Kilometer langen Kurs zu bringen. 2000 Kurven weist die Ori-

ginalstrecke, die bis 1931 gefahren wurde, auf. Das ist für den Fahrer wie für den Magen des Beifahrers eine Herausforderung.

### Drängen in der Kurve

Der Cayman GTS – «ein Sportwagen, der wie kein zweiter die Kurve sucht und bis an ihre Grenzen ausreizt», so Porsche – wird den Versprechungen der Werbung absolut gerecht. Beschleunigt man im Modus «Sport plus» bei moderater Geschwindigkeit aus der Kurve, drängt das Heck schnell nach aussen. Ausgestattet mit einer knackigen Handschaltung als unterhaltensame Alternative zum Doppelkupplungsgetriebe, ist der Mittelmotor-Sportwagen ideal für Leute, die alles aus einer kurvenreichen (Berg-)Strasse herausholen möchten. Wer es entspannter angehen will, ist mit der satteren Strassenlage eines Porsche 911 GTS wohl besser unterwegs.

Zur eigenen Überraschung erreichen wir ein erstes Ziel dieses Strassenrennens light, das empfehlenswerte «Agriturismo Casale Drinzi» in Collesano, einige Minuten vor dem Feld. Nicht weil wir etwa entgegen der einleitenden Behauptung besonders schnell unterwegs gewesen wären. Nein, wir hatten uns schlicht verfahren und dadurch die Strecke ungewollt abgekürzt. Irgendwo unterwegs war eine Strasse verschüttet und nicht befahrbar, das kann einem in Sizilien halt passieren.

### Porsche Cayman GTS

Leistung: 340 PS, Hubraum: 3436 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 285 km/h  
Preis: ab Fr. 90 100.–





«Das Gefühl, man sei unsterblich»: Gartenexpertin, Schriftstellerin, Nationalratskandidatin Reber.

MvH trifft

## Sabine Reber

Von Mark van Huisseling — Mehr Gärten, mehr Lebensqualität. Und was die Gartenbuchautorin, Schriftstellerin, Politikerin sonst noch denkt.

**D**u bezeichnest dich als «Anarcho-Gärtnerin» – was heisst das? – «Ich komme ja ä *Bitz* aus der Punk-Geschichte. Und der Gartenstil, den ich pflege, ist überhaupt nicht das, was Landschaftsgärtner und Gartenbauer machen. Für mich ist die Guerilla-Gartenbewegung wichtig, ich hab das seit dem Jahr 2000, also von Anfang an, mitverfolgt. Mir gehört kein Garten, mir gehört kein Land, das ist wichtig, um zu verstehen, was ich mache. Als mein erstes Gartenbuch rauskam, das ein riesiger Erfolg war, hatte ich keinen Garten mehr. Das war nach meiner Trennung ... Und dann wurde mir klar: Das ist eine Chance. Weil alle anderen Gartenbuchautoren Riesengärten haben und fünf Gärtner. Ich habe begriffen: Mit fünf Gärtnern kann jeder was machen, aber die meisten Leute haben wenig, und das ist eine Marktlücke.» – «Du pflegst das Kleine...» – «Ja, der Schlosspark ist fürs nächste Leben. In diesem Leben bepflanze ich *Küderchühle* und

Hinterhöfe. Man kann eine Riesenvielfalt haben auf kleinem Raum.» – «In diesem Leben» – glaubst du an Wiedergeburt? – «Es interessiert mich eigentlich nicht, was nachher kommt; man wird wahrscheinlich als Regenwurm wiedergeboren...»

Sabine Reber, aus Biel, ist Gartenkolumnistin, -buchautorin, -bloggerin sowie Romanschreiberin. Wenn Journalisten sie beschreiben, richten sie mit der grossen Gartenschaufel an, sozusagen: «Grüner Daumen der Nation» (*Blick*), «Gärtnerin der Nation» (*Berner Zeitung*), «Promi-Gärtnerin» (*Schweizer Illustrierte*). 1997 zog sie nach Irland, wo sie acht Jahre lebte und sich fürs Gärtner zu interessieren begann. Sie ist Mitglied der Royal Horticultural Society, von Bioterra, Pro Specie Rara oder der Grünen Partei der Schweiz, steht bei Wikipedia. Zudem steht sie auf der Liste der Grünen Partei des Kantons Bern für die Nationalratswahlen im Herbst.

«Was ist die Kernbotschaft deines Gartenmanifests?» – «Warum der Mensch Gärten braucht.» – «Warum?» – «Ich finde, wir brauchen viel mehr Familiengärten, mehr Gärten in jeder Hinsicht. Wir müssen das fördern, mehr Platz zur Verfügung stellen, dort können die Leute ankommen und sich wohl fühlen...» – «Ein Garten erdet den Menschen, sagst du.» – «... das fehlt unserer Gesellschaft. Gerade für Leute, die neu zu uns kommen, ist das wichtig. Ein *Gartenbeetli* ist ein Stück Heimat, leistet einen Beitrag zur Integration, und die Städte gewinnen an Lebensqualität.» – «Als ich dich kennenlernte, warst du, sagen wir, eine urbane Erscheinung, hast Philippe Djian gelesen und Nirvana gehört. Jetzt lebst du am Bielersee, bist eher bodenständig, magst nicht mehr gross verreisen. Was ist passiert?» (Wir arbeiteten Anfang 1990er Jahre beide auf der *Sonntagsblick*-Redaktion in Zürich.) «Blöd gesagt: Anfang zwanzig hat man das Gefühl, man sei unsterblich, vertrage alles. Und ein paar Jahre später dünkte es mich, Drogen seien doch nicht so eine gute Idee; man muss halt vieles ausprobieren. Ich geh immer noch gern an Partys. Aber ich hab einen selbstgestrickten Pulli an, ich *lisme* gern, zum Entspannen.» – «Ich mach Interviews seit zwanzig Jahren. Ausser den beiden Hayeks hab ich noch nie jemanden in Biel interviewt – weshalb Biel?» – «Für mich war's klar: Als ich aus Irland zurückkam, war ich ein halbes Jahr heimatlos, bin in halb Europa rumgezogen, alles war offen. Dann kam ich nach Twann und hab dieses kleine *Gärtli* am See gesehen [von ihr später beschrieben, «Herzgärtli» genannt], an einem schönen Sommerabend, im Sonnenuntergang die Eigernordwand gesehen... Es war kitschig, aber ich dachte: «Hier bleib ich.» Ich kannte es ja aus meiner Kindheit, aber ich hätt's nie so gesehen, wenn ich immer hiergeblieben wäre.»

«Der *Weltwoche*-Verleger kandidiert auch für den Nationalrat – was kann er von dir lernen?» – «Wir haben das Heu nicht auf der gleichen Bühne... Vielleicht weniger verbissen zu sein, das würde ihm gut anstehen. Ich find eine fröhliche Grundstimmung wichtig. Die Welt mit Freude zu verändern, das ist die Kunst.» – «Was kannst du von ihm lernen?» – «Ich möchte von ihm eigentlich nichts lernen, ich lehne seine Positionen ab.» – «Es muss nicht inhaltlich sein...» – «Nein, ich hab einen ganz anderen Lebensentwurf. Und einen anderen politischen Entwurf.» – «Gib bitte noch einen saisonalen Gartentipp.» – «Anfang Mai... die Eier legende Wollmilchsau des Gartens: eine Dahlie pflanzen. Es gibt essbare Dahlien. Dann hat man den ganzen Sommer Blumen – und im Herbst isst man die jungen Knollen.»

**Ihr liebstes Restaurant:** «Sag ich nicht, sonst hat's dort zu viele Leute. Es ist zwar so weit weg, dass man es sagen kann: «Le Grillon» in Les Prés-d'Orvin.»

«Le Grillon», Les Prés-d'Orvin, Tel. 032 322 00 62

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36					37			
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Ist soeben im Gang

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Sündig die Stadt, die einst Gottes Rache erreicht hat. 6 Die Reise führt auf die Salomonen, von dort auf die grösste und wichtigste Insel der Santa-Cruz-Inseln. 10 Provinziell gesprochen bildet es den Absatz des Stiefels. 12 Kalte Unterlagen in Weiss. 15 Auf du mit dem Autor der Bücher des Blutes. 17 Stoff, glatt und matt oder glänzend und für gesellschaftlichen Glanz geeignet. 18 Sie gibt sich geradezu theatralisch tragisch. 19 Das saisonale Getränk saust mit Wärme durch die Gedärme. 20 Sie ist dem Eigentümer zweifelsfrei ebenbürtig. 23 Inselgruppe Palawan: an der einen Spitze liegt Busuanga, an der entgegengesetzten jene Insel. 26 Mit Frankreichs Alter eine Veranlagung. 27 EDI wirkt nach innen, es nach aussen. 28 Er wird zum Tier, wenn's ums Geld geht. 31 Sein Name steht für Weltspitze in Sachen Essen aller Art. 34 Konservierungsmittel und Nährstoff, den Pflanzen mögen. 35 Geerntet im Meer, gibt er vor allem auch in Asien als Nahrungsmittel viel her. 37 Aus russischer Sicht zum Beispiel eine wie Elisabeth. 38 Eines wie Xenon, Radon, Krypton oder Argon. 39 Diese beiden Ferraris waren absolut einzigartig. 40 Bleibt übrig, nachdem Steuerleute ihres Amtes walteten. 41 Fast schon eine Wundwurzel, finden nicht nur Chinesen.

**Senkrecht** — 1 Was den Regen erst so richtig heftig macht. 2 Tamagotchi, das virtuelle Küken, hat eine Mutter, und die hat einen Namen. 3 Tropische Regenzeit, in Trinidad und Tobago bestens bekannt. 4 Was Lionel Messi zur Freude seiner Fans immer wieder gelingt. 5 Erhoffte Frühlingsaussicht auf hiesige Strassenverhältnisse. 6 Das Ende an den Anfang, und schon ist es ein grafisches Symbol. 7 Entfernen, geschieht auf dem Computer dann so. 8 Es ist nur dein, wenn du es entwirrst. 9 Geistreiche Gedanken führen oft zu ihr. 11 Von etwas losgelöst, ist es dann aus. 13 Rauschende Treppe. 14 Die vorkolumbianische Kultur als Namensgeber der peruanischen Provinz. 16 Solch ein Besuch macht das Leben der Lehrer oft schwerer. 21 Die Kochprofis treten bei RTL auch mit einem Schweiger auf. 22 Was Polizisten auf Strassen immer wieder gerne machen. 23 Der Grund, dass der Junge kein Engel ist, muss am Anfang liegen. 24 Einstellen, und dann wohl auch zur Verfügung stellen. 25 Nicht verfügbar? Dann ist der Nachweis erbracht! 29 Der ...alpin verbindet Zürich mit Graz. 30 Erstaunlich: Sie dienen zur Herstellung von Klebstoffen wie auch Zahnprothesen. 32 Dieser Boy, beliebt und bekannt, Kurt Felix sei Dank. 33 Den Plan von Einnahmen und Ausgaben haben auch Hausfrauen. 36 Kurz: Sprachrohr der Fünften Schweiz.

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 415

M	E	D	I	C	I	P	R	O	T	H	E	S	E
I	R	I	N	D	I	A	O	M	A	R			
R	A	U	S	C	H	A	U	S	S	T	A	N	D
A	R	M	E	E	A	N	S	C	H	R	I	F	T
M	K	R	E	D	O	H	A	L	T	E			
L	I	G	A	O	V	A	M	P	E	L	I		
A	E	O	N	S	E	I	M	E	N	E	L	L	
T	R	E	S	T	E	R	B	I	S	K	I		
T	E	T	U	E	B	E	R	S	T	E	H	E	N
E	N	T	E	R	N	L	I	S	A	A	B	I	
N	L	K	O	N	G	E	N	T	R	E	L		
K	R	A	U	T	G	A	N	S	E	N	T		

**Waagrecht** — 1 MEDICI 5 PROTHESE 11 INDIA (steht für die in der Antike bekannten Teile Indiens) 12 MAR (port. f. Meer) 13 RAUSCH 16 AUSSTAND 19 ARMEE 20 ANSCHRIFT 21 KREDO 22 ALTE 23 LIGAO (Spielzeug) 25 AMPEL 26 AEON 27 SEIME 28 NELL 30 TRESTER 32 BISK (-uit) 34 TET (Têt, Fluss) 35 UEBERSTEHEN 39 ENTERN 40 LISA (Figur aus Tschaikowskis Oper Pique Dame) 41 ABI (altägyptische Totengottheit in Gestalt eines Panthers) 42 KONG 43 ENTREE 44 KRAUT 45 GANS 46 ENT

**Senkrecht** — 1 MIRA 2 DRUM (engl. f. trommeln) 3 CICERO 4 INH (-aber) 5 PIANO 6 RAUS 7 TOSH 8 EMAILLE (auch Glasfluss genannt) 9 SANFT 10 ERDTEIL 14 ARMIEREN 15 SEKANS 17 SCHMEISSEN 18 TRÄENKE 20 ADVERB 23 LATTEN 24 GOETTER 25 AMBRI 27 SEENOT 29 LIEBEN 31 TURKU 33 STANS 36 ELGG 37 HA(-a)RE 38 NIET

**Lösungswort** — **PORTEMONNAIE**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*